Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 83 (1987)

Heft: 1-2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

WALLFAHRT KENNT KEINE GRENZEN. Themen zu einer Ausstellung des Bayerischen Nationalmuseums und des Adalbert Stifter Vereins München. Hg. von Lenz Kriss-Rettenbeck, Gerda Möhler. München/Zürich: Schnell & Steiner 1984. 529 S., Abb.

Keim der grossen Münchner Ausstellung und damit auch des vorliegenden imposanten und preiswürdigen Bandes war eine ganz konkrete regionale Erfahrung: die Kraft einmal etablierter kulturell-religiöser Beziehungen, die heilsuchende Beharrlichkeit von Pilgern, die sich weder durch politische Grenzen noch durch vielfach motivierte Antipropaganda vom Besuch «ihrer» Gnadenstätte abhalten lassen, das Bindende gemeinsamer konfessioneller Geschichte, das sich in Kultlegende und grenzüberschreitender Wallfahrt manifestiert; die Aufsätze von *Reinhard Haller* über die bayerische Prozessionswallfahrt nach Přibram, von *Walter Hartinger* über Neukirchen und auch von *Johanna von Herzogenberg* über Mariazell lassen dieses auslösende Moment noch erkennen. Gerade die gelungenen Mikroanalysen mögen das kulturelle Gewicht, die Komplexität und die Geschichtlichkeit des Phänomens Wallfahrt so plastisch gemacht haben, dass das Ausstellungsprojekt sich unter den Händen zur europäischen Gesamtübersicht, die begleitende Aufsatzpublikation zum Kompendium ausgewachsen haben. Dabei greift das Buch in vielfacher Weise über die bei allem Reichtum in manchem konventionell, wohl auch oberflächlich gebliebene Ausstellung hinaus, vereint Forschungsberichte, detaillierte Einzeluntersuchungen und tiefsinnige Essays aus elf Ländern des christlichen Bereichs in vier Sprachen (mit Resümees in jeweils mindestens einer andern Sprache und erschlossen durch ein Register) mit einer umfangreichen Bibliographie und sorgfältigst ausgesuchtem, reichhaltigem Bildmaterial zu einem Werk, das kaum ein Thema unerwähnt lässt und den Forschungsstand aufs genaueste wiedergibt und auf längere Zeit hinaus auch bestimmen wird. (Ausgespart erscheint einzig ein geographisch-organisatorischer Bereich: die Missionskirchen ausserhalb Südamerikas, deren Gewicht in den europäisch geprägten christlichen Kirchen ja, mit Recht, zunimmt.) Die Rezensentin muss sich angesichts der Fülle versagen, auf alles einzugehen, obwohl kaum etwas enttäuscht. Erwähnt sei zunächst der Forschungs- und Problemabriss von *Pierre Boglioni,* der die Ergebnisse der französischen Frömmigkeitsforschung einbringt und auf die für die Wallfahrt konstitutive Spannung zwischen offizieller Religion und antiklerikalen frommen Bewegungen von unten hinweist. Dem stehen gegenüber die exakten Einzeluntersuchungen zu Geschichte und Gegenwart einzelner grosser Kultstätten wie Jerusalem *(Nikolaus Esender* und *S. Peter Cowe),* Altötting *(Oliva Wiebel-Fanderl* und, zu einem Teilaspekt, *Beate Heidrich*), Mariahilf ob Passau – die Kopie eines Bildes aus fürstlichem Kunstbesitz! *(Hartinger).* Dass in manchmal für den Leser verwirrender Weise Mittelalterliches neben Gegenwärtigem steht, hat mit dem Konzept zu tun, wie es *Lenz und Ruth Kriss-Rettenbeck* und *Ivan Illich* in ihrem Eingangsartikel darlegen: Wallfahrt nicht als Entwicklung (mit Anfang und Ziel) zu verstehen, sondern als Struktur und entsprechend vor allem Typen, Mentalitäten, Sachbereiche festzustellen. Man mag dies – trefflich – verwirklicht sehen etwa im Aufsatz über die Wallfahrtslieder *(Cordelia Spaemann)* und Pilgerzeichen *(Kurt Köster),* im IV. Abschnitt insgesamt, wo es um die besonderen Qualitäten der verehrten Personen und Bilder geht (mit deutlich historischen Abfolgen!), wobei die Aufsätze über die stellvertretenden Romfahrten *(Gisela Goldberg)* und die Geschichte des Loreto-Kults in Bayern *(Walter Pötzl)* oder auch *Albrecht Gribl* und *Anna Maria Tripputi* über die Bedeutsamkeit des Am-Wege-Liegens für die Ausbildung weiterer Wallfahrtsorte anzuschliessen wären. Äusserst lesenswert ferner der Artikel *Wolfgang Brückners* über die Lourdes-Literatur. Immer wieder aber erweist sich, dass Erscheinungsformen sich wandeln, dass in bestimmten personellen und historischen Konstellationen (interessant in diesem Zusammenhang die Ausführungen *Guy Laperières* über Canada) Neues auftritt, dass Kultgeschichten abhängig sind von politischen Prozessen kirchlicher, feudaler oder auch ideologisch-nationaler Art (wie die von *Jerzy*

Galinski geschilderte Peregrinatio et Visitatio der Tschenstochauer Muttergottes), dass Wallfahrten mithin gewiss nicht als Entwicklung mit Anfang und Ziel in evolutionistischem oder historisch-materialistischem Sinn, wohl aber als ein geschichtlicher Prozess mit Hin und Her, Höhepunkten und Brüchen verstanden werden muss – auch mit Grenzen politischer, konfessioneller und historischer Art, wie der bereits erwähnte kanadische Aufsatz deutlich macht. Nur so lassen sich Erscheinungen wie die von *Brückner* beschriebenen modernen Fusswallfahrten oder, im Spätmittelalter, die Verknüpfung von Ablass und Wallfahrt *(Pierre André Sigal)* oder auch die literarische Kategorie der Pilgerberichte *(Jean Richard)* adäquat begreifen. *Kriss-Rettenbeck* und *Illich* selbst nennen das Phänomen des Homo Viator eine «historische Konfiguration» und Wallfahrt eine vergangene plausible Struktur, eine Idee, die in der Wirklichkeit der Gegenwart verdämmert (S. 19, 16). Ihre reinste Ausformung wird im Mittelalter fassbar (s. den Aufsatz von *Edmond-René Labande*), obwohl der Gedanke von Wallfahrt als Metapher (katholisch)-christlich-menschlichen Lebens bis in die Gegenwart hinein immer wieder aufscheint *(Iso Baumer)*, auch bei einem der (nichtkatholischen) Brüder von Taizé. Wallfahrt also auch ein ökumenisches Thema? Der Artikel von *Ursula King* über den katholisch-anglikanischen Kultort Walsingham in England lässt meines Erachtens eher die Gefahr eines Abgleitens ins Synkretistisch-Gefühlige erkennen. Mit dem letzten Satz des Eingangsessays jedenfalls werden «die anderen» deutlich vor der Türe gelassen, auch die Wissenschaftler: «... denn nur Teilhabe bedeutet den Zusammenfall von Wahrnehmen und Verstehen». Als evangelischer Rezensentin, die gerade diesen Aufsatz mit grosser Bewunderung und Teilnahme gelesen hat, bleibt da wohl nur der Rückzug. Christine Burckhardt-Seebass

PACK CARNES: Fable Scholarship. An Annotated Bibliography. New York: Garland 1985. XVI + 382 S., 1457 Nr. (Garland Folkore Bibliographies, 8).

Welche Arbeiten hat der verstorbene Haim Schwarzbaum über jüdische Fabeln verfasst? Wie viele Untersuchungen gibt es über Jean de Lafontaine oder James Thurber? Hat schon jemand das Verhältnis von Fabeln und Sprichwörtern untersucht? Wo kommen die Fabeln eigentlich her? Wie steht es mit der linguistischen Fabelanalyse? Welche Rolle spielt die Schildkröte in diesen Erzählungen? Wonach fragt Karl Meuli in seinem Aufsatz über «Herkunft und Wesen der Fabel» im SAVk 50 (1954)? Hat Pack Carnes selbst über Fabeln geforscht? Ja, Carnes hat 1973 an der University of California über Heinrich Steinhöwels «Esopus» promoviert, und seine Bibliographie weiss Anwort auf fast alle die Fabelforschung betreffenden Fragen.

Wir haben hier zunächst einmal eine annotierte, das heisst mit kurzen Inhaltsangaben versehene, nach Forscher-Namen alphabetisch geordnete Titelliste mit 1457 Nummern, welche die Zeit von etwa 1880 bis 1982 umfasst. Ich habe gründliche Stichproben gemacht: Selbst Artikel aus der «Enzyklopädie des Märchens» wurden aufgenommen; von der westeuropäischen Forschung ist höchstens die spanische und die italienische Fabel-Philologie ein wenig unterrepräsentiert. (Anderseits: die 'fiabe' des Pompeo Sarnelli, Nr. 1236, sind keine Fabeln!) Über das ausführlich erstellte Register erreicht man die Fabel-Autoren und -Sammlungen, zahlreiche Fabel-Probleme (so etwa: Herkunft, Kinderliteratur, Mittelalter, Moral, Rhetorik, Sozialkritik, Typen usw.), einzelne Länder und ein paar Tiere. Switzerland fehlt, aber der zürcherische Äsop (Hans Ludwig Meyer von Knonau), J. H. Pestalozzi und sogar Abraham Emanuel Fröhlich sind präsent. Schliesslich gibt es einen Index von Fabel-Titeln, angeordnet nach den Nummern der «Aesopica» von Ben Edwin Perry (1952, hier: Nr. 994) sowie einen für die vergleichende Erzählforschung wichtigen Index der Aarne-Thompson-Typen.

Zu tadeln sind höchstens einige Druckfehler: L. Röhrich erscheint als Röhlich (Nr. 1102); E. L. Rochholz' Studie zum Gegessenen Herzen (Nr. 1098) ist selbstverständlich schon 1861 erschienen; in Nr. 1295 muss es Cantastorie heissen – aber solche Schnitzer lassen sich leicht ausbessern. Insgesamt: Diese Kompilation ist ein äusserst nützliches, umfassendes und zuverlässiges Nachschlagewerk für jeden Narrativisten und Folkloristen. Rudolf Schenda

Dörte Becker: Bäuerliche und bürgerliche Möbel aus dem Westmünsterland. Münster: Coppenrath 1984. VIII + 239 S., 54 Abb. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 38).

Jüngere Ansätze zur historischen Sachkulturforschung fühlen sich im allgemeinen dem Anspruch verpflichtet, über die blosse Deskription der Sachen hinweg zu den tieferen soziokulturellen Zusammenhängen vorzudringen. Solche Versuche, die eine stärkere Einbeziehung der hinter den Objekten stehenden Menschen anstreben, sind freilich nicht neu. In den zwanziger Jahren plädierte Julius Schwietering für eine soziologisch orientierte Volkskunde, und seine Schüler begriffen das Plädoyer als Aufruf für ein Erfassen der Dinge in ihrer sozial eingebundenen Zeichenhaftigkeit. Dass nicht die Objekte an sich, sondern der «Umgang mit Sachen» im Mittelpunkt des volkskundlichen Interesses stehen sollte, wurde zu Beginn der achtziger Jahre auf institutionalisierter Ebene erneut betont. Allein – wer je hinter den historischen Sachzeugnissen allgemeine kulturelle Vorgänge oder mentale Aspekte der Benutzer aufzuspüren versuchte, wird von der Schwierigkeit dieser Aufgabe wissen.

Deshalb sollte man auch Dörte Becker nicht a priori den Vorwurf machen, sie sei in ihrer 1982 abgeschlossenen Dissertation über die bäuerlichen und bürgerlichen Möbel aus dem Westmünsterland solchen Fragestellungen, die den Umgang der Menschen mit ihrem Mobiliar stärker in den Vordergrund gerückt hätten, ausgewichen. Eine derartige Kritik zielte ohnehin an der Zielsetzung der Untersuchung vorbei. Zwar fällt der Versuch einer Einbindung des überlieferten Mobiliarbestandes in den Funktionsaspekt des Wohnens etwas knapp aus, aber der hier empfundene Mangel wird in anderen Bereichen dadurch kompensiert, dass der letztlich übergeordneten Fragestellung nach der kulturräumlichen Einbindung einer über das Mobiliar identifizierbaren Landschaft ein breiter Quellenfundus zugrunde gelegt wird.

Die Aussage der Verfasserin, dass sich das an die östlichen Niederlande grenzende Westmünsterland als eine charakteristische Möbellandschaft innerhalb Westfalens und des Münsterlandes präsentiert, wäre wohl kaum abzusichern gewesen ohne die systematische Dokumentation von knapp 800 überwiegend im Privatbesitz befindlichen Möbeln des späten 16. bis späten 19. Jahrhunderts.

Diese Dokumentation, in der sich die Autorin um eine exakte soziale und zeitliche Einordnung der Objekte bemüht, bildet das eigentliche Standbein der Untersuchung. Um auch die Frage nach den «Phasen des Wandels ... und der Beharrung» bzw. nach den Übernahmezeiten «von Novationen in der Möbelkultur» beantworten zu können, stützt sich die Verfasserin zusätzlich auf insgesamt 220 bäuerliche (151) und bürgerliche (69) Inventare, die ihrerseits durch Gilderollen des regionalen Schreinerhandwerks, durch Anschreibebücher örtlicher Möbelproduzenten aus dem frühen 19. Jahrhundert sowie durch eine Erhebung der Volkskundlichen Kommission für Westfalen zur «Stube im Bauernhaus» ergänzt wird.

Das umfangreiche Quellenmaterial wird nach einer Einführung in das Untersuchungsgebiet und der Erläuterung des methodischen Vorgehens zur Darstellung von Organisations- und Produktionsformen des westmünsterländischen Schreinerhandwerks (Kap. 4) zur Herausarbeitung eines Dekordatierungsgerüsts (Kap. 5) sowie zur Beschreibung der «Möbelkultur im Westmünsterland» benutzt (Kap. 6). Dabei musste sich die Verfasserin wohl zwangsläufig auf die Aufbewahrungsmöbel (in erster Linie Truhen und Schränke) beschränken – ein Vorgehen, das angesichts der Überlieferungsstruktur zwar gerechtfertigt erscheint, aber im Hinblick auf die reale Möbelkultur (wie sie durch die Inventare in groben Umrissen erfahrbar gemacht wird) etwas unbefriedigend bleibt.

Die Einzeluntersuchungen zu den jeweiligen Aufbewahrungsmöbeln (Frontstollen, Kufen- und Koffertruhen; Leinen-, Kabinett-, Glas- und Uhrenschränke) aber werden dem Leser anschaulich nahegebracht, nicht zuletzt durch das Umsetzen des quantifizierbaren Materials in graphische Darstellungen.

Zu den Untersuchungsergebnissen sei hier im Hinblick auf die angeschnittenen Fragestellungen der Verfasserin erwähnt, dass sich das Westmünsterland keineswegs als Reliktlandschaft in der Möbelkultur präsentiert, sondern infolge der intensiven Kontakte zu den während des 17. und 18. Jahrhunderts tonangebenden Niederlanden

als novationsfreudige Region erweist. Das gilt auch für das bäuerliche Möblierungsverhalten, das gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine sehr viel «bürgerlichere» Orientierung zeigt als im östlich angrenzenden Kernmünsterland. Kulturräumlich – so die Verfasserin – zerfällt das Untersuchungsgebiet in zwei Regionen: eine südliche, die sich stärker an den Niederrhein, die Südniederlande und Flandern anlehnt, und eine nördliche mit stärkeren Bindungen an den nordniederländischen und kernmünsterländischen Raum. Zu den Phasen des Wandels sei abschliessend angemerkt, dass sich die von Dörte Becker ermittelten Veränderungen in der westmünsterländischen Möbelkultur (um 1600/20, 1680–1720, 1770/80–1850/70) mit Umbruchphasen in der nordwestdeutschen Volkskultur decken (Wiegelmann 1976).

In der Einordnung solcher grösseren, offensichtlichen Zusammenhänge hätte man der Verfasserin gelegentlich etwas mehr Interpretationsmut gewünscht wie auch in der abschliessenden Beurteilung der Frage nach den Unterschieden bürgerlichen und bäuerlichen Möblierungsverhaltens. Aber es wäre verfehlt, aus diesem Desiderat eine grundsätzliche Kritik ableiten zu wollen. Die Arbeit überzeugt durch den gewissenhaften Umgang mit den Quellen sowie durch ihr methodisch exaktes Vorgehen, das insgesamt plausible Schlüsse auf die Entwicklung einer kleinräumigen Möbellandschaft zulässt. Die Untersuchung bildet einen wichtigen Baustein in der regionalen Möbelforschung, wozu auch die saubere Aufmachung des Buches mit dem gelungenen Fotoanhang beiträgt. Uwe Meiners

ARCHER TAYLOR: The Proverb and an index to «The Proverb». Hg. und eingel. von Wolfgang Mieder. Nachdruck der Ausgabe von 1962. Bern: Lang 1985. LIII, xi + 223 + 105 S. (Sprichwörterforschung, 6).

Der Peter Lang Verlag hat sich zu einem wichtigen Veröffentlichungsorgan für parömiologische Studien entwickelt, erschienen doch innerhalb der letzten zehn Jahre mehr als ein Dutzend wichtige Werke zur Sprichwortforschung, darunter die von Wolfgang Mieder redigierte Reihe «Sprichwörterforschung». Nun ist es Mieder auch gelungen, *die* klassische Studie zum Sprichwort neu aufzulegen, Archer Taylors «The Proverb» aus dem Jahr 1931. Es handelt sich hierbei bereits um die zweite Neuauflage des Werkes, was dessen Status zumindest in der amerikanischen Folkloristik deutlich illustriert, gehört doch die Lektüre von «The Proverb» nach wie vor zum Pflichtpensum neuer Studenten.

Archer Tylors Schaffen ist tief in der humanistischen Wissenschaftstradition verwurzelt. Als Germanist verfügte er auch über ein immenses bibliographisches Wissen, und die Geschichte des Bibliographierens erwuchs ihm zu einem neuen Interessengebiet neben seinen Studien zur mittelalterlichen Literatur und zum Sprichwort. «The Proverb» ist dementsprechend geprägt von seinen historischen und vergleichenden Forschungsinteressen. Mögen auch gegenwärtige parömiologische Studien eher zum sozialen Gebrauch des Sprichworts tendieren – «the social use of metaphor», wie das Peter Seitel benannt hat –, so bleibt Taylors Werk dennoch bisher das einzige, das einen umfassenden Überblick einschliesslich Geschichte des Sprichworts und eine Klassifizierung anbietet. Die vier Hauptabschnitte des Buches behandeln Ursprung, Inhalt und Stil des Sprichworts sowie dem Sprichwort verwandte Formen wie der Wellerismus. Zweifelsohne ist es diesem Werk zu verdanken, dass weitere Generationen viele der darin enthaltenen Denkanstösse aufgriffen und so zum weiteren Verständnis des Sprichwortes, dieser kleinsten und dennoch ungemein wichtigen Form der Volkspoesie, beitrugen.

Der *Index to «The Proverb»* stellt die eigentliche Databasis, auf welcher die Studie aufbaute, dar. Er besteht aus einer Auflistung der behandelten Sprichwörter nach Sprachen, wobei jedem Sprichwort die Quelle sowie analoge Sprichwörter in andern Sprachen beigegeben sind.

Was den Wert dieser Ausgabe beträchtlich erhöht, ist zum einen eine Bibliographie aller Sprichwortstudien Taylors (S. XLI–LIII). Mieders Einleitung zeichnet sodann ein umfassendes menschliches Portrait des Menschen und Intellektuellen Archer Taylor. Mieders Hochachtung Taylors als einem der Grössten im Feld der

Parömiologie ist um so rührender, als Mieder selbst sich zum eigentlichen Nachfolger Taylors entwickelt hat; gleich Taylor verfügt er über immenses bibliographisches Wissen, und seine Publikationen im Bereich der Parömiologie zeugen von einem breitgefächerten humanistischen Interesse. Mit diesem Band würdigt Mieder Taylors Werk zum zweiten Mal, hat er doch bereits 1975 eine Sammlung von Taylors Essays herausgegeben («Selected Writings on Proverbs» by Archer Taylor. Ed. by Wolfgang Mieder. FFC No. 216. Helsinki: Suomalainen Tiedeakatemia). Schliesslich hat es Mieder auch unternommen, die von Taylor und Matti Kuusi gegründete Zeitschrift «Proverbium» neu zu beleben, wozu man ihm nur besten Erfolg wünschen kann.

Regina Bendix

HERMANN BALTL: Paul Adler. Ein Leben für den bäuerlichen Fortschritt. Graz: Leykam 1984. 113 S., 8 Bildtafeln.

Parallel zur Kritik an der offiziellen Agrarpolitik läuft zurzeit eine verflochtene Idealisierung der bäuerlichen Lebensformen durch alle Schichten der Bevölkerung – ausgenommen die Bauern selbst. Naturverbundenheit und Geborgenheit dienen als Stichworte einer Welt, die es nie gegeben hat. Ein Blick in die Vergangenheit und auf Gestalten wie jene des Zürcher Musterbauern Jakob Gujer (Kleinjogg) bestätigen es und könnten den Agrar-Romantikern Aufschluss über die wirklichen Verhältnisse geben. Jakob Gujers Name zählt zu den wenigen «schweizerischen Querverweisen» im Register des in Graz erschienenen Lebensabrisses des österreichischen Pioniers Paul Adler (1770–1843). Während der Zürcher Musterbauer seinerzeit in der Naturforschenden Gesellschaft und in Stadtrat Hans Caspar Hirzel den notwendigen Rückhalt fand, ermöglichten es Paul Adler die Mitglieder der Steiermärkischen Landwirtschaftsgesellschaft und Erzherzog Johann, seine Verbesserungen und Neuerungen einer grösseren Öffentlichkeit bekanntzumachen. Und wie Kleinjogg in seinem Nachfahren Walter Guyer, so fand Paul Adler in seinem Urenkel einen Biographen. Ein reiches Quellenmaterial ermöglichte es Hermann Baltl, der herausragenden Gestalt seines Urgrossvaters nachzugehen und den Alltag im Steirischen Salzkammergut um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert festzuhalten. Mit Kleinjogg zählte Paul Adler schliesslich zu jenen fortschrittlichen Bauern, die alle Bildungsmöglichkeiten ihrer Zeit nutzten, mit gelehrten Freunden an Studienreisen teilnahmen und der Natur mit Hilfe von Versuchen aller Art bestimmte Antworten abzuringen versuchten. In volkskundlicher Hinsicht interessieren bei Paul Adler vor allem die um 1820 aufgezeichneten Alpenlieder und Volkserzählungen. Es handelt sich um zwei Hefte oder «30 originale Alpenjodler wie sie in der Umgegend von Aussee gesungen werden. Sr. Kais. Königl. Hocheit dem Durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Johann ehrfurchtsvoll gewidmet von Paul Adler». Die Sagen kommentiert der diensteifrige Sammler mit der im Umgang mit den gelehrten Herren der Steiermärkischen Landwirtschaftsgesellschaft erworbenen Vorsicht: «Solche Geschichten gab es in den älteren Volkssagen genug, aber ich will nicht sehr freigiebig damit sein und weilen man jetzt nicht mehr glaubt ... und etwas aufgeklärt wird, so wissen die jungen Menschen wenig ...» Bei seinem Tod hinterliess der fortschrittliche Bauer Paul Adler einen Bücherkasten mit 150 Bänden, eine Bibliothek, die jedem Gelehrten wohl angestanden wäre.

Alois Senti

SIBYLLE SELBMANN: Der Baum. Symbol und Schicksal des Menschen. Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek. Ausstellungskatalog. Hg. von der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe. Karlsruhe: Badische Landesbibliothek 1984. 136 S., 61 Abb.

«Im Laufe seines Lebens soll der Mensch wenigstens einen Baum pflanzen.» Nicht der Umweltschutz oder die Reaktion auf das Baumsterben sind die Mutter dieses Ausspruches. Der Baum selbst ist es, der den Menschen fasziniert, zentrale Bedeutung für den Menschen hat. Tief ist er in der Erde verwurzelt, senkrecht strebt der Stamm in die Höhe, weit und kräftig verbreitet sich seine Krone, hoch über der Erde,

dem direkten Zugriff des Menschen entzogen, Schirm zwischen Erde und Himmel. Augenfällig ist sein sich veränderndes Aussehen im Jahreskreis, ohne sich selbst zu verändern. So ist der Baum Ursymbol mit facettenreichster symbolischer Bedeutung. Diese Aussage zu untermauern und die zentrale Stellung und den vielfältigen Symbolismus des Baumes zu zeigen war ein Ziel der Ausstellung der Badischen Landesbibliothek «Der Baum. Symbol und Schicksal des Menschen». Sibylle Selbmann entwarf das Konzept der Ausstellung und verfasste den Katalog. Er ist so wie die Ausstellung selbst in viele Bereiche unterteilt. Der Baum spielt eine wesentliche Rolle in Märchen und Sage, Religion, Dichtung, Malerei, Musik, Rechts- und Volksbrauchtum. Die unterschiedliche symbolische Wertigkeit ergab die gewählte phänomenologische Einteilung. Als *Weltbaum* ist die Gestalt des Baumes Mittler der drei kosmischen Zonen, des Unterirdisch-Chthonischen, der Erde und des Himmels. «Der Weltenbaum überspannt Raum und Zeit, überbrückt Leben und Tod, überwindet alle Pole des Seins und ist damit auch ... ein Sinnbild ... für die Einheit des Kosmos» (Manfred Lurker: Der Baum in Glauben und Kunst unter besonderer Berücksichtigung der Werke des Hieronimus Bosch. Baden-Baden 1960, S. 18). Schwierig ist die Unterscheidung zum *Lebensbaum,* dem «Holz des Lebens» der Apokalypse (22,1f.) oder zum *Baum der Erkenntnis,* im Garten Eden dem Baum des Lebens benachbart (Gen. 2,8f.). Eng verbunden ist das *Baumkreuz,* Erlösung spendend. Als *heiliger Baum* ist er in allen Kulturen und Völkern anzutreffen. *Baum-Metamorphosen* finden sich in vielen Mythen von Natur- und Kulturvölkern. Der Baum wird mythischer Ahne des Menschen. Damit ist er auch Symbol des Menschen. «Er steht aufrecht wie der Mensch. Er wächst und vergeht wie dieser.» Redensarten weisen auf diese Identifikation hin. «Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, stämmig oder verwurzelt sein» sind wenige der zahlreich gebrauchten Wendungen. Als *Stammbaum* symbolisiert er die Verwurzelung mit der mütterlichen Erde. Der Baum stellt auch einen *Ort des Schutzes* dar, eine Zufluchtsstätte des Menschen, aber ebenso *Ort des Todes, Richtstätte* und *Ort der Kommunikation* – die Dorflinde. In Märchen und Mythen tritt er auch als *Helfer und Glücksspender* auf. Vielleicht ist er deswegen zum Treffpunkt und Zufluchtsort der Liebenden, einem *Ort der Liebe* geworden. Bäume und Zweige gehören bis in die Gegenwart zum wesentlichen Bestandteil vieler *Feste;* als Maibaum, Richtbaum oder Christbaum ist er aus dem heutigen Brauchtum kaum wegzudenken.

Die Fülle an Themenkreisen zeigt die ernste Auseinandersetzung mit dem Phänomen Baum. Exemplarisch wird versucht, die Vielschichtigkeit des Problemkreises darzustellen.

Hans Werner Bousska

HARTMUT BRAUN: Tänze und Gebrauchsmusik in Musizierhandschriften des 18. und frühen 19. Jahrhunderts aus dem Artland. Hg. im Auftrag der Stiftung Museumsdorf Cloppenburg von Helmut Ottenjann. Cloppenburg: Niedersächsisches Freilichtmuseum 1984. 186 S., 29 Abb., Faksimile-Nachdrucke zahlreicher Notenbeispiele und Choreographien (Materialien zur Volkskultur nordwestliches Niedersachsen, 9).

Für das Osnabrücker Artland muss das weitverbreitete Zerrbild des schriftunkundigen Bauern des 18. Jahrhunderts, der die Volkstracht trägt und nur Volkslieder singt, korrigiert werden. Helmut Ottenjann schildert im Vorwort die erstaunliche Kultur jener begüterten Landwirte, die sich bereits im 18. Jahrhundert eine Lesegesellschaft leisteten. Zu jener Zeit fand auch im Artland der Wandel vom ungeordneten «teutschen» Tanz zu den «regulierten, galanten» französischen Tanzformen statt, wie es die wiederentdeckten Tanzchoreographien und Tanzmelodien des Badberger Tanzmeisters Johann Wilhelm Heine vom Ende des 18. Jahrhunderts beweisen. Nach dessen Tod wurde die Tanztradition im Kirchenspiel Badberger durch andere Tanzlehrer bis zum heutigen Tag fortgesetzt, was erklärt, warum die Suche nach aufnotierten Tänzen durch Mitarbeiter des Museums Cloppenburg so fruchtbar ausfallen konnte.

Hartmut Braun, Oberkonservator am Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg i. Br., liess sich für die Quellenedition der insgesamt 353 wiederentdeckten Musikstücke gewinnen. Unter diesem Artländer Melodienmaterial, das zwischen 1796 und 1934

entstanden ist, sind die drei Heine-Sammlungen von besonderem Interesse, denn rot und schwarz aufgezeichnete Choreographien ergänzen die Notationen. Die drei Tanzfiguren-Büchlein wurden vom Tanzmeister angelegt und dienten wohl, wie der Herausgeber vermutet, dem vortanzenden Paar zur Gedächtnishilfe. Die präzisen grafischen Darstellungen mit erläuternden Texten erlauben sogar die Wiederbelebung des historischen Gesellschaftstanzes. Diese Kulturdokumente sind um so wertvoller, als die Gebrauchstänze meistens auswendig gespielt und daher kaum schriftlich festgehalten wurden.

In den neun in Bauernhöfen aufgefundenen Musizierhandschriften finden sich über hundert Kunstlieder im Volksmund, also Lieder, deren Dichter und Komponist bekannt, die aber zu Volksliedern geworden sind, wie z. B. das Zürcher Gesellschaftslied «Freut euch des Lebens», das in vier Artländer Musikhandschriften enthalten ist. Ein alphabetisch geordnetes Inhaltsverzeichnis all dieser Lieder dient dem Volksliedforscher. An diesen Liedern, vor allem aber an den über zweihundert Gebrauchstänzen lässt sich der musikalische Zeitgeschmack ablesen. Während in den Handschriften des 18. Jahrhunderts galante Tänze wie Polonaise, Ecossaise, Anglaise, Française u.a.m. den Ton angeben, fallen in den Materialien aus dem 19. Jahrhundert vor allem Opernmelodien auf. Alle Melodien jener neun Artländer Musizierhandschriften liegen in verkleinerten Faksimile-Drucken vor, ein Material, das zum praktischen Gebrauch und zur musikwissenschaftlichen Verarbeitung einlädt.

Die reichhaltige und schön ausgestattete Publikation, die durch die Mittel des Niedersächsischen Sparkassen- und Girodverbandes gefördert wurde, möge die Lust, nach weitern deutschsprachigen Tanzlehrbüchern zu suchen, unterstützen, denn diese Quelle für den Volkstanz wurde eigentlich erst von Kurt Petermann (Die deutschsprachigen Tanzlehrbücher des 18. und 19. Jahrhunderts als Quelle für den Volkstanz. In: Festschrift für Karl Horak. Innsbruck 1980) genutzt.

Brigitte Bachmann-Geiser

MARIA RÖRIG: Eine ländliche Arbeiterfamilie der vorindustriellen Zeit. Münster: Coppenrath 1985. 99 S., 31 Abb., Tab. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 43).

Dies vorweg, weil es über den hier zu besprechenden Band hinausgreift: Es ist vor allem der Initiative der Volkskundlichen Kommission für Westfalen zu danken, dass in den letzten Jahren wichtige Schritte zur Sicherung sozial- und kulturgeschichtlicher Quellen getan wurden, die uns neue, konkretere Einblicke geben in die vor- und frühindustrielle Geschichte unterbäuerlicher Schichten. Wie im Falle der vorliegenden Arbeit von Maria Rörig ist dabei Erhebliches geleistet im Hinblick auf die Sammlung und Erschliessung von Materialien, die bisher kaum aufzufinden oder zu wenig beachtet waren: Tagebücher, Anschreibebücher, Haushaltsrechnungen – kurz: Dokumente zur materiellen Kultur ländlicher Unterschichten. Hoffen wir, dass dieses Programm konsequent weitergeführt wird.

Maria Rörigs Untersuchung basiert auf zwei erhaltenen Anschreibebüchern einer sauerländischen Taglöhnerfamilie, geführt von der Mitte des 19. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Die dort enthaltenen Eintragungen geben Aufschluss über die Organisation der familiären Reproduktion zweier Generationen, die in vieler Hinsicht noch den Regeln der «alten Ökonomie» folgen: um eine Kleinlandwirtschaft zentrierte Existenzen mit zusätzlicher wechselnder Lohnarbeit in der Landwirtschaft, im Bergbau oder als Gelegenheitshandwerker. Detailliert lässt sich rekonstruieren, in welchem materiellen Rahmen sich Biographien, Lebensentwürfe, Arbeitsverhältnisse, soziale Beziehungen bewegen, welche familiären und genossenschaftlichen Kooperationsformen das Überleben sichern helfen, wie die Produktionstechniken in der Parzellenlandwirtschaft, wie das Entlöhnungssystem im Bergbau oder wie die Gesindearbeit auf den grösseren Höfen vor der Jahrhundertwende im Westfälischen aussehen. Interessant auch die Hinweise zur Ausgestaltung und Veränderung der materiellen Lebensstile – Hausumbauten, Wohnmobiliar, Kleidung – und zum Wandel von Erfahrungshorizonten durch unterschiedliche Arbeitstätigkei-

ten oder Militärdienstzeiten. Insofern ein Buch mit spannenden Einblicken in eine Mikrowelt, die sich in vieler Hinsicht noch den Folgen der Industrialisierung und des sozialen Wandels zu verschliessen scheint.

In diesem Punkt, hinsichtlich der über das Dokumentieren hinausgehenden Analyse nämlich, bleiben freilich manche Wünsche offen. Bereits die Apostrophierung des Untersuchungszeitraums im Titel als «vorindustrielle Zeit» deutet eine zu oberflächliche Betrachtungsperspektive an. «Vorindustriell» mag, rein äusserlich betrachtet, manches in der Lebens- und Arbeitsweise der Taglöhnerfamilie Glingener erscheinen. Doch das trifft eben nicht mehr auf die ökonomischen und sozialen Strukturen der Lebenswelt zu, in welche die familiären Biographien eingebunden sind. Da wäre genauer zu analysieren, wie «alte» und «neue» Ökonomie und Reproduktionsmuster ineinandergreifen; wie langfristige Strategien arbeiterbäuerlicher Existenz entstehen, die weit bis in die Hochindustrialisierungsphase hinein nicht nur im Westfälischen Gültigkeit behalten; wie sich schliesslich Kultur und Lebensweise hinter ländlich-bäuerlichen Fassaden verändern. Zu selten geht auch der Blick nach aussen, als Frage nach ähnlichen Befunden in anderen Regionen und nach Verallgemeinerungsmöglichkeiten: Wo zeigt sich das Allgemeine am Besonderen? Das ist schade, weil an vielen Punkten eigentlich nur ein Weiterdenken nötig gewesen wäre. Doch vielleicht folgt dieser zweite, analytische Schritt ja noch nach – es würde sich wohl lohnen. Wolfgang Kaschuba

SCÈNES GOURMANDES ET CROQUIS CULINAIRES D'AUTREFOIS. Ed. par Michel Schlup avec la collaboration de Silvio Giani. Hauterive: Attinger 1984. 96 S., 31 Abb. (Anecdotes neuchâteloises).

Michel Schlup offeriert dem Leser ein äusserst sympathisches, reichhaltiges, ausgewogenes und unprätentiös dargebotenes Menu, das zudem in keiner Weise aufliegt. Das kleine, sehr sorgfältig edierte und illustrierte Büchlein der Serie «Anecdotes neuchâteloises» entspricht dem Ziel der Reihe, über Alltagsgeschichte zu berichten, ausgezeichnet. Kurze Kapitel in knapper, präziser und informativer Sprache mit eingestreuten Quellentexten stellen «l'espace alimentaire de jadis» vor und beschreiben die Speisen der traditionellen Neuenburger Alltags- und Festtagsküche, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts mit der Einführung neuer Lebensmittel eine wesentliche Bereicherung erfahren hat: Brot und seine Herstellung, Suppe, Fleisch und andere Produkte der Hausmetzgerei, Fisch, Schalentiere, Gemüse, Käse, Desserts und Getränke. Auch die früher unvergleichlich wichtigere Konservierung im Haushalt findet gebührende Beachtung (eingepökelte Fleischwaren, Würste, Fische, Sauerkraut, eingemachte Früchte usw.).

Die vielen Mundartausdrücke machen das kleine Werk auch für den Romanisten interessant, zumal in einem Glossar die wichtigsten Bezeichnungen erläutert werden. Begriffe wie «abermehl», «brichelle» (Brezel), «grièsse/gries», «lécrelet/lékerlet/écrelet», «reucheti» oder «vèques/vecs/weck» erfreuen nicht nur den deutschsprachigen Leser, sondern – wie selbstverständlich das ganze Bändchen – auch den Volkskundler, belegen sie doch die Wanderung von Speisen mit ihren Namen. Die sehr empfehlenswerte Lektüre macht – wieder einmal mehr – deutlich, wie Ernährungsmuster und lokale Gegebenheiten geographischer, klimatischer, wirtschaftlicher und sozialer Art einst eng verbunden waren. Martin Schärer

DEUTSCHE VOLKSLIEDER. Balladen. Teil 7. Hg. von Jürgen Dittmar und Otto Holzapfel. Freiburg/Br.: Deutsches Volksliedarchiv; Lahr/Schwarzwald: in Kommission bei Ernst Kaufmann 1982. 230 S., 2 Abb., Noten, Karte.

Nach dem 1976 in zwei Halbbänden erschienenen sechsten Teil dieser grundlegenden Editionsreihe steht der Forschung seit 1982, ebenfalls als stattlicher Quartband, der siebente Teil dieses Balladenwerks zur Verfügung. Dass die sorgfältige Betreuung einer so grossangelegten Quellenpublikation viel Zeit und Aufwand erfordert, liegt auf der Hand. Die Bewältigung eines im Laufe der Jahre gewaltig ange-

wachsenen Materials und die personellen Veränderungen innerhalb des Bearbeitergremiums sind gewichtige Gründe für das nur langsame Fortschreiten des Unternehmens. Auf tieferliegende Probleme deutet Lutz Röhrich im Vorwort hin, wo er von den Diskussionen um dieses Quellenwerk spricht, bei dem, wie er sagt, «sich mit den folgenden Bänden deutlicher als bisher ein Wandel in der Editionspraxis zeigen muss». Schon im vorliegenden Band wird u.a. der Quellenkritik, den Problemen der geographischen Streuung und den Kontextinformationen grösseres Gewicht beigemessen als früher. Beim vergleichenden Studium der seit 1935 erschienenen Bände bieten sich aufschlussreiche Einblicke in die Geschichte der Volksliedforschung der letzten fünfzig Jahre.

Das Schema der Liedbeschreibung entspricht dem in Band 6 erprobten Prinzip: Zuerst werden die Text- und Melodievarianten der 14 als Nummern 141 bis 154 bezeichneten Balladen mit den Quellenangaben abgedruckt. Hierauf folgen die Bemerkungen zu Inhalt und Überlieferung, schliesslich die Kommentare zu Text und Melodie. Das Angebot an Information zu den einzelnen Liedern – es handelt sich um Reiter- und Jägerballaden erotischen Charakters – ist überreich und beansprucht minimal vier («Jäger und Graserin») und maximal gegen vierzig Seiten Umfang («Die Brombeerpflückerin», «Verschlafener Jäger»). Die Fülle der Mitteilungen und Belege in den Abschnitten zur Überlieferung und Verbreitung sowie in den Text- und Melodiekommentaren ist von staunenswerter Dichte. Den kleinsten Wendungen und Abweichungen wird mit Hingabe nachgespürt, ohne dass die Bearbeiter je am Oberflächlichen haften bleiben. Besonders wertvoll sind Exkurse über die Rolle, die einzelne Lieder in bestimmten Sängerkreisen spielen. Dabei wird z. B. festgestellt, dass das Lied von der «Brombeerpflückerin» nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen und Mädchen gesungen wurde: «Das Lied war nicht so anrüchig, dass Frauen sich geschämt hätten, es für einen Aufzeichner oder gar in gemischten Gruppen vorzusingen» (S. 100). Soziologische Aspekte dieser Art kommen im ganzen Band zu ihrem Recht, und treffende Beobachtungen zum Kontext der Lieder erweitern den Rahmen der Liedforschung zur Singforschung. Belegen aus der jüngsten Gegenwart begegnet man da und dort; S. 56 werden z. B. Hein und Oss Kröher als Sänger der «Winterrosen» in einer Lothringer Fassung nach Louis Pinck bezeugt.

Zwei kleine Korrekturen: S. 46 ist beim Notenbeispiel am Ende des 3. Systems die Achtelpause zu streichen, während S. 146 in der letzten Zeile des Beispiels (Takt 2) nach der Viertelnote f' die Punktierung fehlt. Jürgen Dittmar und Otto Holzapfel haben den Band mit grösster Sorgfalt herausgegeben. (N. B.: Der S. 89 am Ende des 2. Alineas genannte Ortsname schreibt sich «Oberburg», nicht «Obernburg»). Der Druck präsentiert sich tadellos, und die beiden reizenden ikonographischen Beigaben werden jeden Benutzer entzücken. Hans Peter Schanzlin

WARUM SIND DIE OSTFRIESEN GELB IM GESICHT? Die Witze der 11- bis 14jährigen – Texte und Analysen hg. von einer Projektgruppe des Seminars f. Volkskunde in Göttingen unter Leitung v. Rainer Wehse. Frankfurt/Main: Lang 1983. 193 S., Tab. (Artes populares, 6).

Eine Projektgruppe von Göttinger Volkskundestudentinnen und -studenten hat 1979 empirische Erhebungen über Kinderwitze unternommen. In einer 7. Oberschul- (16 Schüler) und einer 7. Hauptschulklasse (21 Schüler) forderten die jungen Forscher die Schüler auf, in der gemischten Studenten-Schüler-Gruppe Witze bei laufendem Tonband zu erzählen. Auf diese Weise kamen 260 Witze zusammen, die – «wortgetreu» transkribiert – im Buch dokumentiert werden. Im zweiten Schritt der Untersuchung wurden diese Schüler mit Hilfe eines Fragebogens zu ihren bevorzugten Witzthemen und zu den Anlässen, Adressaten und Orten des Witz-Erzählens befragt. Ausserdem wurden dabei Fragen zur sozialen Herkunft der Kinder gestellt. Eine kleine Zahl von 24 Kindern ist ausserdem noch einzeln zum Thema befragt worden.

Die sieben studentischen Arbeiten des Buches beschreiben gründlich und genau die Problemstellung und das methodische Vorgehen der Forscher, das Repertoire,

das Erzählverhalten, die geschlechtsspezifischen Vorlieben der Schüler und die Herkunft der erzählten Witze.

Ein programmatischer Artikel des Projekleiters Rainer Wehse befasst sich mit «Kategorien – Themen – Typen – Motiven» des Kinderwitzes. Die einzelnen von Wehse gewählten Kategorien sind an inhaltlichen Kriterien orientiert (beispielsweise: sexuelle Witze, Tierwitze, Ekelwitze, Schulwitze, Übertrumpfungswitze). Dass es bei einer derartigen Klassifikation zu vielfältigen Überschneidungen kommen muss, liegt auf der Hand.

Das methodische Vorgehen zeigt, worauf auch die Autoren hinweisen, dass dieses Projekt nicht mehr als ein erster Versuch sein konnte, dieses für die Erzählforschung wichtige Thema empirisch anzugehen. Die Zahl der Befragten ist sehr gering. Die Erhebungsbedingungen ähneln eher denen einer Laborsituation als einer Erzählrunde oder Spielgruppe 11- bis 14jähriger Kinder. Und ob der Fragebogen für Erhebungen zu Situationen, Inhalten und Funktionen des alltäglichen Erzählens überhaupt ein geeignetes Instrument ist, steht dahin.

Dieses Buch gibt sicherlich für die Erzählforschung noch wenige brauchbare Antworten auf die Frage nach den Inhalten, Textarten und Funktionen des Kinderwitzes. Aber ohne Zweifel kann es auf die Erzählforschung anregend wirken, denn es verweist auf ein wichtiges Forschungsdesiderat zum gegenwärtigen Erzählen von Kindern.

Albrecht Lehmann

FRANK SCHLICHTING: Haus und Wohnen in Schleswig-Holstein. Literarische Zeugnisse des 18. und 19. Jahrhunderts und die Frage ihres Realitätsgehaltes. Neumünster: Wachholtz 1985. 152 S., 13 Abb. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 15).

Wer vom Titel des Buches her eine umfassende Dokumentation über Haus und Wohnen in Schleswig-Holstein erwartet, sieht sich enttäuscht, denn städtisches und bürgerliches Wohnen bleiben ausgespart. Gegenstand der Arbeit ist das bäuerliche und dörfliche Wohnen im 18. und 19. Jahrhundert, eine durchaus sinnvolle Ausgliederung aus dem Gesamtspektrum des Wohnens, aber sie sollte begründet werden. Die Auswertung der Provinzialberichte und Landschaftsmonographien aus der Zeit zwischen 1752 und 1847 wird nach verschiedenen thematischen Schwerpunkten vorgenommen, wobei der Autor seine Quellen über weite Passagen im direkten Zitat vorstellt. So entsteht der Eindruck von historischer Originalität und Authentizität, und wo die Texte Verzerrungen durch Stereotype und Ungenauigkeit aufweisen, wird dies kritisch vermerkt. Man muss allerdings schon geographische Kenntnisse von Schleswig-Holstein besitzen und möglichst auch etwas Lokalkolorit geschnuppert haben – etwa durch einen Besuch im Kieler Freilichtmuseum oder durch Reisen übers Land zwischen Nord- und Ostsee –, um sich das alles so recht vorstellen zu können. So anschaulich-konkret die Schilderungen über Haus und Bauen in den Quellen auch sind, bedürften sie doch der Abbildung als erklärendem Pendant. Mit einer Landkarte, mit thematischen Karten etwa zur Topographie oder zur Lokalisition der Haustypen und schliesslich mit Abbildungen einzelner Bauformen und Einrichtungsobjekte wäre viel erreicht. So, nur auf die historischen Texte und einige Grundrissskizzen beschränkt, bleibt die Quellenanalyse doch primär von regionaler Verstehbarkeit und Bedeutung.

Innerhalb dieses Rahmens freilich wird manches Interessante zutage gefördert. So werden etwa Unterschiede von Wohnen und Bauen in den einzelnen Landstrichen als Folgen der höchst unterschiedlichen Qualität der Versorgung mit Trinkwasser und mit Brenn- und Baumaterial erklärt. Erst auf diese bei Wohnanalysen oft ganz ausser acht gelassenen topographischen Rahmenbedingungen hin folgen andere Aspekte wie Lage, Ausstattung, materielle Situation von reichen Bauern und armen Kätnern. Das Buch endet mit einer Auseinandersetzung mit literarischen Stereotypen zum Stammescharakter und dessen angeblichen Auswirkungen auf Bauen und Wohnen.

Margret Tränkle

EMILY GERSTNER-HIRZEL: Das volkstümliche deutsche Wiegenlied. Versuch einer Typologie der Texte. Hg. von der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde. Basel: Krebs 1984. 715 S.

Vorliegende Arbeit, von der man mangels entsprechender Angaben nicht weiss, ob sie mit der maschinenschriftlichen Dissertation der Verfasserin (1967) zum gleichen Gegenstand völlig identisch ist oder nicht, wagt ein Unternehmen, das lange Zeit fast so etwas wie eine Quadratur des Kreises zu sein schien: die Klassifizierung des deutschsprachigen Volkswiegenliedes, das sich, ebenso wie andere Kinderliedgattungen oder das im Grunde inkonstante Liebeslied, bislang einer genauen und konsequenten Systematisierung weitgehend widersetzt hat. Widmet man sich ausführlich den zwei einander ergänzenden Hauptteilen dieses Klassifikationsversuches, nämlich der eigentlichen Typologie (S. 89–529) der über 2000 Texte aus mehreren hundert Quellen (inkl. Freiburger DVA-Material) sowie den fünf anschliessenden Registern (S. 541–673), so drängt sich einem der Eindruck auf, dass das angesichts der unglaublichen Variationsfreudigkeit und somit Vielfalt des Wiegenliedes überaus schwierige Unterfangen durchaus auch zu einem erfolgreichen Abschluss gebracht werden konnte. In Anwendung einer fast strukturalistisch zu nennenden Methode (vgl. im Einleitungskapitel S. 77–80), welche minuziös-akribisch die sowohl in den einzelnen Texten als auch innerhalb des Gesamtrahmens des Materials ständig wiederkehrenden Bausteine und Satzschemata erfasst, gelangt die Verfasserin zur Feststellung von nahezu 400 Typen (s. die Übersicht auf S. 530–540), die entweder von Einzelbelegen oder von ganzen Variantengruppen vertreten werden. Als typenspezifisches Merkmal gilt das charakteristischste Element des Textes, d.h. ein nach Möglichkeit wie eine Formel verbreitetes Wort, das mit dem ersten Reimwort übereinstimmen kann, aber nicht muss; es bestimmt auch die (alphabetische) Reihenfolge der Typen. Reimwörter spielen dann erst bei der Untergliederung eines Typs die entscheidende Rolle, wobei, um ein anschauliches Bild zu gebrauchen, nach dem Prinzip «Puppe in der Puppe» vorgegangen wird: Die erste Unterteilung richtet sich nach dem Reimwort der zweiten Verse (vgl. beim Typ «Schlaf Kindchen schlaf» u.a. die «Schaf»- und «Graf»-Untergruppen); die Gliederung der durch die jeweiligen Reimpaare gebildeten Subtypen erfolgt danach aufgrund der Beschaffenheit der zweiten (und dritten) Verse, und zwar zunächst nach einem differenzierenden «Motivelement» (in der «Schaf»-Gruppe z.B.: «schlaf länger *als* ein Schaf», «ich *hüt* nicht gern die Schaf») und darauf anhand des Satzschemas (z.B. LVS = lokale Bestimmung + Verbum infinitum + nominales Subjekt); die (bei grösseren Variantengruppen erforderliche) weitere Unterteilung orientiert sich am dritten Reimwort; und schliesslich wird in den hierdurch entstandenen umfangreicheren Untergruppen das Reimwort des vierten Verses zum Klassifikationskriterium, dem sich auch noch andere Elemente zwecks vollständiger Aufgliederung des Variantenmaterials hinzugesellen können. Diese zweifellos ausserordentlich elaborierte Vorgehensweise hat das erklärte Ziel, «(sich) den wechselnden Verhältnissen (anzupassen)» und «möglichst viel Zusammengehöriges (zusammenzubringen)», ohne dabei der Gefahr eines «unergiebigen Systemzwangs» zu erliegen. Ob freilich die daraus gewonnene Systematik für jeden Leser in ausreichendem Masse transparent ist, muss erst die praktische Arbeit mit der Typologie zeigen. Als etwas hinderlich erweist sich schon bald das Druckbild, das zwar mit zwei verschiedenen Schriftgraden (zur Unterscheidung von sehr und weniger geläufigen Fassungen), mit Kursivsetzungen (bei den sogenannten «Wander- und Favoritelementen») und Marginalien (für die Reimwörter der zweiten Verse) aufwartet, leider aber nicht die Nummern der Typen als Kolumnentitel auswirft, was besonders im Falle der sich über viele Seiten erstreckenden Variantengruppen von Nachteil ist. Geradezu wohltuend wirkt jedoch der ehrliche Hinweis der Verfasserin, dass es sich hier nur um eine Vorordnung handelt, die nicht überschätzt bzw. überfordert werden sollte.

Unmittelbare Ergänzung der Typologie sind, wie erwähnt, die diversen Register, für deren optische Anbindung an das abgedruckte Material die genannte Kursivschreibung sorgt. Im einzelnen weist das Buch zwei verschiedenartige Kategorien von Verzeichnissen auf: Die eine erfasst die «Wander- und Favoritelemente», die in

«Schallwörter und Lautformeln als Eingang (und Abschluss)» (S. 542–561), «Wandernde und bevorzugte sinnhaltige Elemente am Verseingang und im Versinnern» (S. 562–601) sowie «Reimwörter und Reimpaare» (S. 602–652) unterteilt sind; die andere führt die «Formalen Schablonen» auf mit den Abteilungen «Metrisch-syntaktische Schemata» (vgl. LVS, SVO usw.; S. 653–655) und «Reihen und Ketten» (S. 656f.), die jeweils auch der Abschnitt «Formmuster» (S. 46–77) im Einleitungskapitel näher behandelt. Besonderes Interesse gebührt natürlich ersterer Kategorie, in der neben den klassifikatorisch oder typologisch relevanten Elementen auch noch andere Kernwörter verzeichnet sind, die gleichfalls wiederholt im Wiegenliedkorpus auftreten. Indem gerade bei den Stichwörtern dieser Kategorie die aus dem gesamten Typenmaterial stammenden Fundstellen beisammenstehen, erhält der Leser einen ausgezeichneten Überblick über die «Unzahl kreuz und quer laufender Verwandtschaftsbeziehungen, die die primäre Gruppierung nicht zur Geltung bringen kann». Mit erfreulicher Offenheit bekennt übrigens die Autorin, dass sich die Wanderelemente nicht überall von den von ihr so benannten Favoritelementen trennen lassen: «Man weiss nicht immer, ob man genetische Verflechtungen nach- oder bloss auf Parallelen hinweist.» Um insbesondere die Stellung des Wortes innerhalb von (Einzel)-Strophe und Reimpaar(en) zu verdeutlichen, verwendet die Verfasserin in den Registern der sinnhaltigen Elemente und Reimwörter eine Fülle von zusätzlichen Zeichen, die allerdings nach meinem Gefühl das jeweilige Lemma überbefrachten und dem Benutzer erhebliche Dekodierungsmühen abverlangen.

Umrahmt werden die beiden Hauptkapitel des Buches einerseits von der schon mehrfach zitierten Einleitung, die ausser auf Form und Struktur auch auf «Inhaltliche Aspekte» (Impulse und Motive des Wiegensingens, Themen u.a.m.) und das Verhältnis des Wiegenreims zu anderen Gattungen zu sprechen kommt, andererseits von einem Anmerkungsteil und einer umfangreichen Bibliographie mit sage und schreibe mehr als 700 Nennungen. Insgesamt gibt diese vorbildliche Monographie der bekannten Schweizer Kinderliedspezialistin der Forschung ein Instrument an die Hand, das es ihr ermöglicht, das nicht nur besonders reiche, sondern auch sehr komplexe, ja sogar «diffuse» Wiegenliedgenre endlich ganz in den Griff zu bekommen und, auf dieser Grundlage aufbauend, im Verlauf weiterer gezielter Gattungsanalysen zu neuen Ergebnissen zu gelangen. Jürgen Dittmar

Dieter Herz: Mundart in der Zeitung. Möglichkeiten nicht-hochsprachlicher Beiträge in der Tagespresse. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1983. 180 S., 12 Tab. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 59).

Schade, dass der Titel falsche Erwartungen weckt: Die Arbeit beschäftigt sich nicht mit *allen* «Möglichkeiten nicht-hochsprachlicher Beiträge in der Tagespresse», sondern beschränkt sich auf jene Art von Mundartkolumne, die regelmässig an gleicher Stelle erscheint und mehr oder minder Aktuelles und Regionales glossiert. Auch räumlich ist die Auswahl mit sieben süddeutschen Blättern vom *Südkurier* bis zum *Münchner Stadtanzeiger* klar begrenzt.

Ein historischer Vorspann bestätigt, dass solche Glossen, auch mit ihren Rollen- und Dialogarrangements, fast so alt sind wie die Zeitungen selbst. Heute schreiben die meisten Beiträger auf Wunsch der Redaktionen, die hoffen, mit dieser Form die Leser-Blatt-Bindung verstärken zu können. Einzelne Autoren lassen Verbindungen zur aktuellen «Mundart-Szene» erkennen, andere distanzieren sich ausdrücklich davon.

Ob sich der Aufwand einer *quantitativen* Inhaltsanalyse gelohnt hat, bleibe dahingestellt. Wer die Originalbeiträge eines *Guschtav Hohloch* aus Reutlingen, eines *Ludwig Hägele* aus Leutkirch oder eines *Vetter Fritz* aus Tübingen gelesen hat, wird sich auch ohne Prozentwerte davon überzeugen lassen, dass sich in diesen Glossen in bezug auf Nähe und Aktualität, Attitüden und Themenbereiche nichts vorfindet, was nicht auch hochdeutsch möglich wäre (und praktiziert wird). Auf die Frage, ob ihre

Texte denn nicht unbeschadet ins Hochdeutsche übertragen werden könnten, meinen die Autoren allerdings, «dass sich da schon etwas verändere – wenn man auch nicht genau angeben könne, was».

Da hat der Verfasser doch klarere Antworten bereit, und seine Sachlichkeit überzeugt: Wesentlich für die Wirkung der Mundart ist zunächst einfach der *Kontrast* zum Hochdeutschen des Kontextes, verstärkt durch grafische Mittel (Kasten, Standzeile, Vignette, Kursivdruck). Die Form weckt im (Stamm-)Leser auch bestimmte *Erwartungen:* Rolle und Ton dieser Beiträge sind ihm bekannt, beim einen geht's eher betulich-betrachtend zu, beim andern augenzwinkernd von Du zu Du, beim dritten ironisch-aggressiv mit Verdacht auf Linkslastigkeit oder doch mit Narrenfreiheit im Narrenkleid. *Wer wen liest,* hängt deshalb weniger von der Sprachform ab als von den *Inhalten,* den *Haltungen* und – dem *Ruf* der betreffenden Kolumnen. Die alte Einsicht, dass Mundarttexte vornehmlich von Liebhabern für Liebhaber, von Studierten für Studierte geschrieben werden, bestätigt sich auch in den Ergebnissen der Strassenumfragen, die Herz bei je 54 Lesern von drei Blättern durchgeführt hat.

Wo Mundart als Zeitungssprache gewählt wird, werden vor allem *Einstellungen* sichtbar: Sie wird als Sprachform verlorener Geborgenheit, Kindheit, Heimat empfunden, als Garant der Nähe, Offenheit und Geradheit aufgefasst oder als Anlass zu Sprach- und Rollenspielen genommen. Aufschlussreich ist, was der Verfasser über die *Form solcher Mundart* anmerkt: Nur vereinzelt spielt ein normativ-sprachpflegerisches Anliegen mit, ein Wille, so zu schreiben, wie man eben spreche oder sprechen sollte. Die Mundart dieser Glossen ist meistens «Schreib-Art», von den Autoren bewusst in einer Weise geformt, wie niemand wirklich spricht, stilisiert nach Art und Absicht dessen, was sie sagen möchten. Es ist oft eher ein «Schreiben gegen die Norm des Hochdeutschen» als ein «Schreiben im Dialekt» – und damit ein Schreiben, das mannigfache Abstufungen von Ironie und Inszenierung zulässt. «Mundart» heisst in dieser Untersuchung darum auch sehr vieles, nämlich all das, was «sich deutlich von der hochsprachlichen Form absetzt und mundartlich geprägt» ist. Damit schreibt sich der Verfasser von allen Vorbehalten, die ein braver Dialektologe anzumelden hätte, frei und sichert sich die Unbefangenheit einer rein funktionalen Betrachtungsweise, mit der er schlüssig zeigen kann, was solche Mundart in der Zeitung leistet – und was nicht.

Rudolf Schwarzenbach

ANITA JACOBSON-WIDDING: Identity: Personal and Socio-Cultural. A Symposium. Uppsala 1982. Ed. by Anita Jacobson-Widding. Uppsala: Dept. of Cultural Anthropology 1983. 423 S.

Das vorliegende Buch ist das Ergebnis einer anspruchsvollen Tagung, die die prominentesten Identitätsforscher vereinigte. Bereits die Liste der Teilnehmer und Autoren ist beeindruckend: von *Mary Douglas,* der britischen Anthropologin, die sich mit dem Problem der symbolischen Dimension von Identität befasst hat, bis hin zu *Meyer Fortes,* einem erstklassigen Funktionalisten, der bereits durch seine Kooperation mit Evans-Pritchard im Rahmen der Erforschung politischer Systeme in Afrika bekannt geworden ist; von *Thomas Luckmann,* dem hervorragenden Vertreter der phänomenologischen Soziologie und Theoretiker der «sozialen Konstruktion der Wirklichkeit», bis hin zu *Ulf Hannerz,* dem Experten für Ethnizität in nordamerikanischen Grossstadtghettos. Man könnte zweifelsohne auch weitere Namen, wie etwa denjenigen der Psychologin *Maria Zavalloni,* anführen, die sich bekanntlich mit Identität als ego-ökologischem Phänomen auseinandersetzt. Es fehlte nur der Sozialpsychologe Henry Tajfel, der einige Monate vor dem Symposium starb.

«Identity: Personal and Socio-Cultural» ist dementsprechend ein ausdrücklich interdisziplinäres Werk, das im Grunde die Verbindungslinien zwischen den verschiedenen Facetten von Identität als einem individuellen sowie kollektiven Phänomen aufzuzeigen versucht. Dieses Ziel ist beispielsweise im einleitenden Artikel von *Jacobson-Widding* deutlich zu erkennen.

Das Buch besteht aus drei Teilen, die folgende Schwerpunkte behandeln: den Aufbau der inneren Identität, Identität als Produkt kollektiver Denkinhalte und schliesslich die symbolische Dimension der personalen Identität.

In Anbetracht der oft sehr disparaten theoretischen Perspektiven der Autoren bildet diese Aufteilung lediglich eine sehr grobe Gliederung, die im Grunde der Vielfalt der Ansätze nicht ganz gerecht werden kann. So werden im Teil zur Konstruktion der inneren Identität Beiträge zusammengestellt, die kulturologisch *(Douglas, Blacking)* bzw. interaktionistisch *(Gumperz, Cook-Gumperz)* argumentieren. In diesem Teil werden aber gleichzeitig auch der psychologische Ansatz von Zavalloni sowie der Artikel von Luckmann vorgestellt, der hauptsächlich die Rolle der historischen Zeit als verinnerlichter Vorwelt bei identitätsbildenden Prozessen der Gegenwart thematisiert.

Der «Eklektizismus» dieses Teils ist gewiss kein Mangel des Buches, denn dadurch wird die Sicht bekräftigt, dass der Begriff Identität nicht nur komplex, sondern auch problematisch und manchmal irreführend sein kann, und dass es kaum eine borniertere Perspektive als diejenige des wissenschaftlichen Monismus gibt, den bereits Pareto mit Nachdruck verurteilt hat. Der zweite Teil des Buches ist einheitlicher, denn dort wird vornehmlich das Thema der ethnischen Identität behandelt. Die vier Beiträge sind zwar wissenschaftlich solid, jedoch nicht besonders originell, denn sie bestätigen lediglich, dass Folklore, Sprache und politische Aktivität wesentliche Determinanten zur Definition von «ethnicity» darstellen. Es stellt sich also heraus, dass die «ethnicity-studies» angelsächsischer Provenienz immer noch mit denselben Mängeln kämpfen; die Fülle von interessanten Materialien wird stets von einer Theoriesegmentierung, die sich im Grunde als ein Theoriedefizit entpuppt, begleitet. Die Gefahr einer zusammenhanglosen «butterfly-collection» ist also weiterhin latent. Im letzten Teil befassen sich die Autoren vor allem mit dem Thema des Identitätsmanagements als «show business» (Fortes). Das Problem der geschickten Manipulation von Symbolen steht demzufolge im Vordergrund. Urbanisierung und horizontale Mobilität haben nun den «aussengeleiteten» Menschen erzeugt, der laut *Bausinger* und *Hannerz* durch eine äusserst «flexible» bzw. «empathische» Persönlichkeit gekennzeichnet ist, so dass auch die eingesetzten Symbole zur Erhaltung der modernen, kamäleonartigen Identität einen rein individualistischen Charakter besitzen müssen. Die anderen Artikel des dritten Teils setzen schliesslich den Akzent auf die Tatsache, dass Identitätsmanagement als symbolische Manipulationsstrategie durchaus eine wichtige Funktion bei der Identitätserhaltung bedrohter Gruppen übernimmt. Symbolische Manipulation entspricht in diesen Fällen einem Widerstands-bzw. Überlebensverhalten. Abschliessend muss noch der einleitende Artikel von Jacobson-Widding erwähnt werden, der in gelungener Weise die Zusammenhänge zwischen den vorgelegten Beiträgen, die oft weit voneinander entfernt sind, für den Leser systematisch verdeutlicht.

Das Buch erscheint somit dem Rezensenten als eine grundlegende Veröffentlichung, die sich durchaus auch als Nachschlagewerk zum Thema Identität eignet.

Christian Giordano

WILHELM HANSEN: Hauswesen und Tagewerk im alten Lippe. Ländliches Leben in vorindustrieller Zeit. Münster: Aschendorff 1982 (1984[2]). 512 S., 1356 Abb., 5 Farbtafeln (Schriften der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, 27).

Der Autor des vorliegenden reich illustrierten, stattlichen Werkes war lange Zeit Direktor des Lippischen Landesmuseums in Detmold. In den Jahren 1961–1964 legte er dort mit verschiedenen Helfern und Informanten zusammen eine Sammlung ländlichen Hausrats sowie bäuerlicher und handwerklicher Arbeitsgeräte an und dokumentierte sie ausführlich. Diese Sammlung bildete die Grundlage des 1984 in 2. Auflage erschienen Werkes. Dieses gibt einen sehr genauen Einblick in die bäuerliche und handwerkliche Tradition Lippes, soweit sie durch Realien belegbar ist. Die Gegenstände werden in höchst anschaulicher Weise auf 160 Tafeln (rechte Seite)

wiedergegeben, die jeweils numerierte Zeichnungen und in vielen Fällen auch die mundartlichen Bezeichnungen enthalten. Die Zeichnungen ihrerseits sind jeweils auf der linken Seite beschrieben und kommentiert, oft finden sich dort, im Textteil, auch Illustrationen entsprechender Geräte aus früheren Jahrhunderten.

Von besonderem Interesse ist der einleitende Teil des Werkes, der kurz und gedrängt die Geographie Lippes, die Geschichte dieses westfälischen Landesteils (der einst Edelherrschaft, Grafschaft, Fürstentum und Freistaat war) sowie weitere Aspekte des Landes, namentlich die sprachlichen, behandelt. Der geschichtliche Abriss stellt die wirtschaftlichen, d.h. die bäuerlichen und handwerklichen Verhältnisse der vorindustriellen Zeit in den Vordergrund und enthält in seiner konzentrierten Art eine Fülle wertvoller Auskünfte und Hinweise.

Aus dieser Fülle der Informationen seien die Angaben über die von Epoche zu Epoche sich verändernden Zahlen von Kleinbauern und Pächtern hervorgehoben, die durch die geringe Grösse ihres Landbesitzes oder Pachtlandes zum Nebenerwerb gezwungen waren. Die kleinbäuerliche Struktur der Landwirtschaft bedingte auch die Art des Nebenerwerbs.

Im Jahr 1790 gab es 3817 Spinner, 1878 Tagelöhner, 1716 Leinenweber und 545 Wanderarbeiter. Sie machten damals zusammen 70% aller Gewerbetreibenden aus. Im Jahr 1852 hatten 75% aller landwirtschaftlichen Betriebe einen Landbesitz von maximal 2 Hektaren. Lippe war damals das Land der Leinenweber.

Die Bedeutung dieses für Lippe wichtigsten Wirtschaftszweiges wird durch einen weiteren Hinweis des Autors betont: Der Kornhandel brachte in jener Zeit rund 50 000 Taler ein, wogegen die Einnahmen aus dem Leinengarn- und Leinwand-Gewerbe rund 750 000 Taler betrugen. Der Lohn der Leinenweber und Spinner allerdings war höchst kümmerlich, er erlaubte im besten Fall eine Existenz am Rande eigentlicher Armut. Aufschlussreich sind auch die Hinweise über den Brautschatz um 1790 und die Heirat «auf Kredit» der sogenannten «Einlieger» (Pächter), die Angaben über die Haus- und Wohngemeinschaft bzw. die damit verbundene soziale Pyramide im alten Lippe, die Angaben über die damalige Lohnstruktur bei Knechten und Mägden, über Arbeitsabläufe und ihre überlieferten Formen und Rhythmen, über Nachbarschaftshilfe oder etwa auch über die Bekämpfung der «Genussucht» (Kaffee, Tabakgenuss) unter der bäuerlichen und handwerklichen Bevölkerung sowie schliesslich die Angaben über die Veränderungen, die mit dem Aufstieg der modernen Textilindustrie (1845: erste Dampfmaschine in Bielefeld) einhergingen.

Das vorliegende umfangreiche Werk ist somit nicht nur unerlässlich für volkskundliche Museen, die sich mit bäuerlichem und handwerklichem Gewerbe befassen, und für die volkskundliche Hausforschung, sondern darüber hinaus auch jedem an der Sozialgeschichte ländlicher Gebiete Interessierten zu empfehlen.

Der Inhalt des Bandes ist klar gegliedert und wird zudem durch verschiedene Quellennachweise (Literatur- und Archivquellen, Bildquellen) und durch ein Ortsverzeichnis zu den Herkunftsangaben der Tafeln 1–160 gut erschlossen. Erwähnt seien insbesondere auch die 40 Seiten umfassende Mundartsammlung nach Sachgebieten, die Angaben zur Gerätesammlung des Lippischen Landesmuseums, die Bibliographie und das Register. Gerhard Baer

So ein Theater?! Zum gegenwärtigen Spiel von Amateurbühnen in München. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung des Instituts für deutsche und vergleichende Volkskunde. München: Institut für Volkskunde 1986. 136 S., Abb. (Beiträge zur Volksforschung, XVI).

Innerhalb einer auf Texte und Ursprung ausgerichteten Volkskunde fristete das Volks-, Laien- oder Amateurtheater eher ein Mauerblümchendasein. Erst ein sich abzeichnender Paradigmawechsel zu einem wissenschaftlichen Ansatz, der sich auf Interaktion, Kommunikation und *performance* verschiebt, erlaubt eine Annäherung an das vielschichtige Phänomen *Amateurtheater*. Eine Arbeitsgruppe des Münchner Volkskunde-Instituts unter der Leitung von *Hans Schuhladen* unternahm den Versuch, mittels eines Fragebogens die Münchner Amateurtheaterlandschaft zu erfassen und

aus den verschiedensten Blickwinkeln darzustellen. Mit der im Frühling 1986 stattgefundenen Ausstellung und dem hier besprochenen Begleitband plante man nicht ausschliesslich wissenschaftliche Dokumentation, sondern erhoffte sich auch eine Rückwirkung der Ergebnisse auf die verschiedenen Gruppen, die sich für die Studie zur Verfügung gestellt hatten. Der Band, verfasst von mehr als einem Dutzend Autoren, ist denn auch sehr unterschiedlich in Ansatz und Stil.

Angeboten werden acht inhaltlich unabhängige Abschnitte, wovon gut die Hälfte aus der Münchner Fragebogenerhebung schöpfen. Eine Typisierung von Spielgruppen und ihren Spiellokalen wird gefolgt von einer Typisierung der Stückwahl. Die Entwicklung des Münchner Amateurtheaters wird detailliert geschichtlich dargestellt: Aus Vereinsarchiven lassen sich ursprüngliche Intentionen, Initianten und deren gesellschaftliche Interessen ablesen. Aus Beobachtungen und Gesprächen ergaben sich die Abschnitte «Von der Idee zum Spiel» und «Erinnerungen von Laienschauspielern». Den Bezug zur Praxis suchen auch die Darstellungen verschiedener theaterfördernder Institutionen sowie die im Anhang aufgelisteten Adressen von Vereinen, Verlagen und Förderern. Besonders interessant ist schliesslich die Gegenüberstellung der Leistungen des Amateurtheaters einerseits aus der Sicht der Spielenden («Aufgaben und Leistungen in Selbstdarstellungen»), andererseits aus analytischer Sicht («Zu Aufgaben des Amateurtheaters allgemein» – ein eher unglücklich gewählter Titel, kommen doch hier verschiedene Thesen aus der Theaterwissenschaft zur Diskussion).

So ein Theater?! will, so erörtert Schuhladen in der Einleitung, eine Auseinandersetzung mit der umstrittenen Wertschätzung des Amateurtheaters hervorrufen. «Es dürften nicht wenige sein, die in kultureller Selbstgewissheit so oder ähnlich (negativ) reagieren» (S. 6), schreibt er, und die vielseitige Darstellung dürfte tatsächlich vielen dünkelhaften, herablassenden Bemerkungen zum Amateurtheater den Wind aus den Segeln nehmen. Insbesondere die Rolle des Spielens im Leben der Amateurschauspieler, die Kreativität mancher Gruppen, das sozialpolitische Engagement in andern Vereinen gehen zu leicht verloren im gängigen, undifferenzierten und uniformierten Urteil über das «bayrische Lederhosentheater». So finden sich im Raum München 114 Amateurtheatergruppen, von welchen nur etwa ein Drittel Volksstücke aufführen.

Wie schwierig es ist, gerade im Bereich Theater von Werturteilen unbeeinflusst zu bleiben, schimmert hie und da trotz aller guten Vorsätze auch in diesem Band durch. Man kommt nicht umhin, qualitative Unterschiede bei der Stückwahl festzustellen, und obwohl die Autoren nicht von «guten» und «schlechten» Stücken schreiben, so ist doch klar erkenntlich, dass sie sich dem Kabarett oder dem Ausländertheater näher fühlen als etwa dem «ländlichen Lustspiel». Es fehlt an einem Vokabular, das sich mit Theater, losgelöst von qualitativen Differenzierungen, auseinandersetzt. Ein Ansatz findet sich in *Afra Kriss'* Beitrag «Zu Aufgaben des Amateurtheaters allgemein»; sie sieht den wichtigsten Aspekt des Amateurtheaters im kommunikativen Bereich «sowohl für die Einzelpersönlichkeiten, als auch für das Zusammenleben in einer Gruppe und für kulturelle Aktivitäten in einem Stadtviertel» (S. 77).

Um diesen kommunikativen Bereich genauer zu erforschen und um Antworten auf die vielen offenen Fragen zu finden, die der Band zum Teil bewusst, zum Teil unbeabsichtigt aufwirft, bedarf es weiterer Recherchen, und es ist zu hoffen, dass das Münchner Institut für Volkskunde die Untersuchung weiter verfolgen wird.

Regina Bendix

WERNER BÄTZING: Die Alpen. Naturbearbeitung und Umweltzerstörung. Frankfurt am Main: Sendler 1984. 180 S., 58 Fotos, 11 Karten, 14 Skizzen und Tabellen.

Das hier zu besprechende interdisziplinär konzipierte Werk handelt vom Umgang der Menschen mit der Natur in den Alpen. Diese erscheinen dabei als ein relativ labiles Oekosystem mit vorwiegend ungünstigen Naturbedingungen, welche die Bergbauern während Jahrhunderten durch die Arbeit ausgeglichen haben. Der Verfasser befragt grundsätzlich den ganzen Alpenraum mit Bezug auf das sich wandelnde Mensch-Natur-Verhältnis, geht aber dabei nicht von einer vorgefassten Theorie aus,

sondern verwendet Erkenntnisse aus eigener systematischer Feldarbeit bei den Bauern eines Tales der südlichen Westalpen (Vallone di Neraissa, Provinz Cuneo), wo er Formen der menschlichen Auseinandersetzung mit der Natur fand, wie sie in den meisten Alpentälern nur noch resthaft vorkommen. In der Folge arbeitete er die ökologische Thematik aufgrund eigner Anschauung sowie ausgedehnter Literaturstudien und philosophischer Vertiefung aus zu einer ganzheitlichen, problemorientierten Darstellung der verschiedenartigen Formen der Landschaftsnutzung von der Transhumanz über die Alpwirtschaft bis zum Massentourismus.

Obwohl seine Leitwissenschaft die Geographie ist, bezieht der Verfasser die geschichtliche Dimension in seine Arbeit mit ein und zeigt im ersten, historischen Kapitel die grundlegende Umgestaltung des alpinen Oekosystems durch die Bergbauern. Er unterscheidet dabei zwischen der auf Selbstversorgung hin orientierten inner- und südalpinen Verbindung von Ackerbau und Viehzucht, die er als «romanische» Wirtschaftsform bezeichnet, und der vorwiegend auf Viehzucht und Milchverarbeitung spezialisierten nordalpinen Alpwirtschaft, die er als «germanisch» bezeichnet. Gegen diese ethnische Zuordnung liesse sich manches einwenden, gibt es doch auch im romanischen Alpengebiet (zum Beispiel im Greyerzerland, in Nordsavoyen usw.) eigentliche Viehzuchtgebiete und anderseits autarkie-orientierte Wirtschaftsformen im deutschsprachigen Alpenraum, so zum Beispiel im Oberwallis.

Sehr anschaulich schildert Bätzing die mittelalterlichen Umstrukturierungen der Alpwirtschaft durch den Übergang von der Sauermilch- zur Labkäserei und damit zur exportorientierten Grossproduktion, wobei er sich indirekt auf die Forschungen von H. G. Wackernagel stützt. Interessant ist seine Darstellung der ökologischen Veränderungen in verschiedenen Alpengebieten als Folge der Ersetzung der Schafe durch Rinder.

Der Niedergang der Bergbauernwirtschaft und die Umnutzung des Alpenraums im 20. Jahrhundert sind Themen des zweiten Kapitels. Hier geht es um die Einwirkungen neuer Nutzungsformen: Kraftwerke, Jagdgebiete (in den Ostalpen) und vor allem Tourismus. Letzterer hat dort, wo er die Form des Massentourismus angenommen hat, die alpine Landschaft und Siedlung so grundlegend verändert, «dass Bildbände aus der Zeit vor 1955 heute bereits einen wichtigen Dokumentationscharakter haben». Es ist aber nicht so, dass der gesamte Alpenraum touristisch erschlossen wurde; während der eine Teil «vor Menschenfülle fast aus allen Nähten platzt», zerfallen in den für den Fremdenverkehr weniger attraktiven Gebieten alte Bergbauernsiedlungen infolge Abwanderung der Bewohner.

Ausführlich zeigt Bätzing die aus der Über- oder Unternutzung der Kulturlandschaft entstehenden ökologischen Probleme. Das Aufgeben der traditionellen bergbäuerlichen Bewirtschaftung im Gefolge der Abwanderung führt zur Bodenerosion, der Winter-Massentourismus mit dem Pistenskilauf hat das Aufreissen der Vegetationsdecke zur Folge, die natürliche Schutzfunktion des Waldes wird durch Rodungen im Rahmen der touristischen Wintererschliessung zerstört. Die entsprechenden Naturschäden sind durch ausführlich kommentierte Eigenaufnahmen des Verfassers veranschaulicht.

Auf dem Sektor der Wirtschaft konkurrenzieren die meist von aussen induzierten touristischen Grosserschliessungen durch Kapitalgesellschaften das herkömmliche autochthone Gastgewerbe. Die politischen und wirtschaftlichen Entscheidungsstrukturen verlagern sich von den Gemeinden weg in urbane Zentren, und in manchen Alpengebieten findet man heute «eine austauschbare, anonyme Dienstleistungsgesellschaft» mit stark geschwächter Eigenständigkeit.

Das dritte Kapitel wirft die Frage nach der Zukunft des Apenraums auf. Hier distanziert sich Bätzing von bestimmten Tendenzen innerhalb der Naturschutzbewegung, welche einer Rückkehr zu Sichel, Sense und Holzpflug das Wort reden, und plädiert für neue Nutzungsweisen, bei denen der Bergbauernwirtschaft in abgewandelten Formen als unabdingbare Grundlage für die ökologische Stabilität eine zentrale Rolle zukäme. Das hiesse Abkehr von dem konkurrenzbedingten Raubbau an der durch jahrhundertelange Bemühungen der Bergbauern geschaffenen Kulturlandschaft. Raubbau findet dann statt, wenn bei Investitionen die notwendige regenera-

tive und reproduktive Arbeit am Gelände – weil profitmindernd – ausser acht gelassen wird.

Das Schlusskapitel des tiefgründigen Werkes enthält eine kritische Betrachtung verschiedener wissenschaftlicher Theorien mit Bezug auf den Stoff der vorhergehenden Kapitel und bricht eine Lanze für die vom Verfasser selbst vorzüglich angewandte Methode der beobachtenden Teilnahme, «die früher in vielen Sozial- und Geisteswissenschaften üblich war und sich heute fast nur noch in der Volkskunde oder Ethnologie findet». Es folgt eine nützliche, kritisch kommentierte Bibliographie wichtiger Untersuchungen zur Bergbauernwirtschaft und -kultur sowie zu den gegenwärtig diskutierten Problemen des Alpenraums.

Erwähnt seien schliesslich die äusserst instruktiven Illustrationen aus verschiedenen Gebieten der Alpen sowie die klare Sprache und die leserfreundliche Gestaltung des Buches. Arnold Niederer

Giovanni Meo-Zilio, Silvia Mejía: Diccionario de gestos. España e Hispanoamérica. 2 Bände. Bogotá: Instituto Caro y Cuervo 1980 und 1983. 190 und 235 S., 228 und 246 Abb.

Das vorliegende Werk des italienischen Linguisten Meo-Zilio, Professor für hispanoamerikanische Sprache und Literatur an der Università degli Studi von Venedig, ist das Ergebnis einer am Ende der siebziger Jahre in Spanien und in 17 hispanoamerikanischen Ländern durchgeführten empirischen Forschung über die alltägliche Gestik. Der Verfasser stützt sich dabei auf die Angaben je eines verantwortlichen Feldforschers pro untersuchtem Land, der in zweifelhaften Fällen weitere Personen zur Kontrolle herbeizog. Mit Bezug auf das methodische Vorgehen wird nur erwähnt, dass die Forscher von einem Fragebogen ausgingen, der aufgrund der im Laufe der Untersuchung gewonnenen Erkenntnisse immer wieder vervollständigt wurde.

Meo-Zilio ordnet die Beschreibungen von rund 2000 Gesten unter 218 alphabetisch angeordneten Titeln, sogenannten Schlüsselwörtern (palabras clave) an, zum Beispiel Anmassung, Bejahung, Bewunderung, Drohung, Freundschaft, Schmeichelei, Überraschung, Widerwille usw. Die einzelnen Gesten werden nach Form, Ablauf und Bedeutung knapp, aber technisch so präzis beschrieben, dass ein sorgfältiger Leser sie nachvollziehen könnte. Wo die begleitende Mimik für das Verständnis der Gesten wichtig ist, sind Photos – insgesamt deren 474 – beigegeben, die von der kolumbianischen Berufsphotographin Silvia Mejía stammen, welche als Mitautorin des Buches zeichnet. Zahlreiche verbale, die Gesten begleitende oder abschliessende Spontanäusserungen der Versuchspersonen sind in den Beschreibungen vermerkt worden. Es wird ferner angegeben, ob die beschriebenen Gesten nur von bestimmten Gruppen (Männern, Frauen, Kindern, Mestizen usw.) ausgeführt werden. Ausserdem erfährt man, in welchen der 18 Länder die einzelnen Gesten festgestellt worden sind. Über die Häufigkeit des Vorkommens wird nichts ausgesagt.

Zur Erläuterung der Darstellungsweise möge die folgende Beschreibung dienen, die sich unter dem Schlüsselwort «Sich erinnern, einen bestimmten Ausdruck wiederfinden, heureka!» findet:

«Die Hand auf der Höhe der Schulter und ca. 20 cm von dieser entfernt bewegt sich rasch in vertikaler Richtung nach oben bis auf die Höhe des Kopfes. Gleichzeitig drückt die Kuppe des Daumens energisch gegen diejenige des Mittelfingers und trennt sich plötzlich mit einer heftigen Reibebewegung von diesem. So schnellt der Mittelfinger mit einem Schlag auf den Daumenballen und das dritte Fingerglied des Ringfingers und lehnt sich an diesen an. Es ergibt sich auf diese Weise ein plötzlicher Knall (Fingerschnalzen) wegen der Kompression der Luft im Resonanzraum, der zwischen dem Ringfinger und dem Daumen entsteht». – Es folgen (immer unter demselben Schlüsselwort) weitere Beschreibungen von Gesten mit der «Ich hab's gefunden!»-Bedeutung, zum Beispiel des Hineinstecken der Spitze des Zeigefingers zwischen die Schneidezähne, gefolgt von raschem Herausziehen, was etwa bedeuten soll: «Ich hatte es doch auf der Zunge».

Die Inhalte, die vorzugsweise durch Gesten ausgedrückt werden, variieren von Kultur zu Kultur. Nach dem vorliegenden Diccionario findet sich im spanischsprachigen Raum die grösste Varietät von Gesten für die folgenden Bedeutungen:

Angabe von Grössen, Massen und Formaten (76 Varianten), Herausforderung (51, davon männlich 32, weiblich 6, bei Kindern 13), Verulkung (44), sexueller Antrag, sexuelle Provokation (31), Zählgesten (28), Spott (27), geistige Konzentration (23), Abwendung von Übel (23), Zorn (18), Gestank (18), männliche Homosexualität (18), Schmeichelei (18), Desinteresse (17), etwas gut, schön, schick usw. finden (16), Körperkraft, Potenz, Machismo (16), Angeberei (16).

Den zweiten Band beschliesst ein ausführliches Register (42 Seiten), das alle Lexeme enthält, welche sich auf die Bedeutungen der Gesten und deren Nuancen beziehen. Dieses Register könnte, wie der Verfasser bemerkt, für die Erstellung eines Fragenkataloges im Hinblick auf weitere empirisch-lexikalische Forschungen gute Dienste leisten.

Da sich das Werk als Diccionario versteht, enthält es keine theoretischen Überlegungen mit Bezug auf synchronisch-strukturalistische und diachronische Aspekte der Gestik und auch keine solchen zur Beziehung zwischen gesprochener Sprache und Gebärdensprache sowie zwischen soziokultureller Schichtung und gestischem Verhalten, doch stellt der Verfasser für den Fall einer Neuauflage oder eines Fortsetzungsbandes einen theoretischen Anhang in Aussicht. Arnold Niederer

INGEBORG WEBER-KELLERMANN: Saure Wochen, frohe Feste. Fest und Alltag in der Sprache der Bräuche. München/Luzern: Bucher 1985. 239 S., 314 Abb., davon 76 in Farbe.

Die Verfasserin dieses ausgesprochen leserfreundlichen Buches – eine Autorität auf dem Gebiet der Brauchforschung – führt von der traditionellen Brauchdeutung insofern weg, als sie die Bräuche primär von den sie tragenden und ausübenden Gruppen und von den Bewegungen der Gesellschaft her verständlich macht. Die Brauchträger, nicht die Forscher bestimmen die Hierarchie der Brauchelemente und deren jeweilige Bedeutung.

In den traditionellen bäuerlichen Verhältnissen erscheinen die Übergangsbräuche aufgrund eines gruppenspezifischen Codes als geprägt durch die Hierarchie von Alter und Geschlecht einerseits und von Besitz an Hof und Vieh anderseits. Konsequent lautet denn auch die Überschrift des Abschnittes über die ländlichen Hochzeitsbräuche: «Wir zeigen, was wir haben.» Damit ist freilich noch nicht alles gesagt. Zahlreiche formale Einzelheiten des Brauches (Hochzeitsbitter, feierliche Begegnung des Brautpaares, Hochzeitstanz, Formen der Bewirtung und der Bekleidung) sind mit Bezug auf ihre Herkunft aus städtisch-patrizischen und aus bürgerlichen Traditionen zu erklären, was die Verfasserin auch mit Sorgfalt tut.

Wie die Hochzeit so erweist sich auch die Dorfkirmes als eine Gelegenheit, die Besitzes- und Verwandtschaftshierarchie in pittoresker Weise zur Geltung zu bringen; dasselbe gilt von den Jubiläen, wie etwa die Goldene Hochzeit, die auf dem Lande anfänglich nur von der obersten Schicht der Grossbauern gefeiert wurde.

Am Beispiel der Erntebräuche (denen die Verfasserin 1965 ein für die Brauchforschung richtungsweisendes Werk gewidmet hat), wo neben dem erotischen und dem sexuellen Moment in Gebieten des Grossgrundbesitzes vor allem die Abhängigkeit der Erntearbeiter von der Gutsherrschaft zum Ausdruck kommt, wird gezeigt, wie die standesbewussten Erntearbeiter mit den Mitteln der Brauchtradition ihre Identität behaupten und die Gutsbesitzer zu bestimmten Sonderleistungen veranlassen.

Bei allem Sinn für die ästhetischen und gemüthaften Seiten der Bräuche, der vor allem auch in der Auswahl des Bildmaterials zum Ausdruck kommt, fehlt nie der Hinweis auf die wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen der Brauchhandlungen. So erklärt sich etwa die über den Kreis der Verwandtschaft hinausgehende Freigebigkeit beim Viehschlachten nicht zuletzt aus dem Umstand, dass vor dem Aufkommen der modernen Kühltechnik das Schlachten für kurze Zeit einen Überfluss an leicht verderblichen Würsten brachte, dessen man Herr werden musste, und wenn die fette

Gans gerade um Martini eine Rolle im Brauchtum spielte, dann nicht zuletzt deshalb, weil man zu dieser Jahreszeit die Gänse nicht mehr auf die Weide treiben konnte und sie schlachtete, da das Futter zu teuer war.

Unter dem Titel «Soziale Balance. Die Funktion von Bräuchen für eine soziale Ordnung» kommt das vielen Bräuchen innewohnende Element der Opposition zur Sprache, wobei mit Opposition nicht immer eine feindliche oder aggressive Beziehung gemeint ist. Bei den traditionellen Heischebräuchen – von manchen Moralisten als Bettelei bekämpft – stehen sich die ansässige Bevölkerung und die herumziehenden Spielgruppen, welche Abwechslung, Unterhaltung und vielfach Segenswünsche bieten, gegenüber. Zwischen den beiden Gruppen besteht insofern ein Tauschverhältnis, als die herumziehenden Gruppen als Gegenleistung Äpfel, Kuchen oder Geld erhalten.

Beim Maibaumbrauch steht die Burschenschaft des Dorfes A derjenigen eines andern gegenüber, die unter Umständen die Absicht hat, den Maibaum der Burschenschaft A heimlich zu entwenden. Der Maibaum wird deshalb streng bewacht. Solche Oppositionen bringen Spannung ins Brauchgeschehen. Wo sie fehlen, wie zum Beispiel in folkloristischen Umzügen mit ihren «Motivwagen», wirkt das Ganze trotz allen Aufwandes zumeist langweilig.

Als Oppositionspaar fungieren bei den Schäferfesten (wie demjenigen von Markgröningen in Württemberg) die Schäfer und die Nicht-Schäfer. Dabei suchen sich die als Zunft organisierten Schäfer durch Zurschaustellung ihres beruflichen Könnens (Schäferlauf, Leistungshüten) gesellschaftliche Geltung und Anerkennung zu schaffen.

Was von vielen andern Forschern meist unbewusst übersehen wurde, ist die von I. Weber-Kellermann mehrfach erwähnte Tatsache, dass bei der Darstellung von Brauchzusammenhängen die Frau unverhältnismässig selten erwähnt wird, obschon ihr bei der Vorbereitung von Festen in Dorf und Stadt und in der Familie eine wichtige Rolle zukommt. Bei manchen Bräuchen spielen die Frauen eine ausgesprochen passive Rolle, so zum Beispiel bei dem von den Burschenschaften früher auf dem Lande durchgeführten Brauch der Mädchenversteigerung. Da wurde den Burschen schon von fünfzehn Jahren an «das Bewusstsein von der Verfügbarkeit der Frauen» anerzogen. – Wenn kleinen Kindern noch die Legende vom kinderbringenden Klapperstorch erzählt wird, so sagt man als Begründung dafür, dass die Mutter im Bett liegt, der Storch habe sie ins Bein gebissen – «Selbstbescheidung der Mutter auf die alberne Rolle, vom Storch ins Bein gebissen zu werden», vermerkt die Verfasserin.

Einzig bei den Bräuchen um die Flachsarbeit – vom Ausraufen des Flachses bis zum Spinnen – verschaffte sich die unterprivilegierte Gruppe der Frauen durch die Sprache spezifischer, zuweilen derber gegen die Männer gerichteter Bräuche jeweilen kurzfristige Überlegenheit.

Es ist im Rahmen dieser Besprechung nicht möglich, auf die Inhaltsfülle dieses Buches einzugehen, das fast alle Bräuche – auch diejenigen der Arbeiter, Studenten und Kinder – berührt. Manches wird darin einerseits von den ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen her erklärt, anderseits als «bunte Rede», als Form der Kommunikation mit Sendern und Empfängern nahegebracht. Die theoretische Fundierung findet sich nicht nur in den Einleitungstexten, sondern wird in der Form von Kommentaren zu den einzelnen Brauchbeschreibungen immer wieder eingeblendet. Leider fehlen im Register die entsprechenden Stichworte wie zum Beispiel Code, Opposition, Struktur, Tausch, Text, Zeichen usw.

Eine Bereicherung des Bandes sind – abgesehen von den schon erwähnten Illustrationen – die eingestreuten literarischen Selbstzeugnisse und Lebenserinnerungen.

Arnold Niederer

GUIDE DU MUSÉE SUISSE DE L'HABITAT RURAL BALLENBERG. Rédaction David Meili avec la collaboration de Max Gschwend et Charlotte Schütt. Traduction de Luc Weibel. Brienz: Musée suisse de l'habitat rural Ballenberg 1985. 129 p., 100 ill., plans, schémas.

Le guide du Musée suisse de l'habitat rural fournit des informations sur 58 maisons paysannes et bâtiments annexes situés actuellement sur le Ballenberg près de Brienz. Les bâtiments constituent 13 groupes architecturaux, correspondant à des secteurs géographiques de la Suisse. Des illustrations, des plans en coupe transversale et des plans de rez-de-chaussée servent à présenter les objets: bâtiments à fonctions multiples, maisons d'habitation, une maison de vignerons, une maison de journalier, une grange-étable, un grenier ainsi que des bâtiments servant à l'artisanat rural (moulin, forge, etc.). Les caractéristiques architecturales (construction en madriers, maison en colombage, construction en maçonnerie, toiture, couverture) ainsi que l'intérieur, le chauffage, le mobilier et les ustensiles sont commentés. On apprend dans quelles conditions naturelles, climatiques, historiques et économiques les bâtiments furent construits, puis modifiés au cours du temps et adaptés à de nouvelles conditions. La fonction de prestige parallèle à la fonction primaire économique de certains bâtiments est soulignée; elle se manifeste surtout dans la forme prise par la façade et parfois par le toit.

La majorité des bâtiments ont été restaurés dans leur état original. Mais Meili écrit de la maison à fonctions multiples de La-Chaux-de-Fonds – qui avait été transformée plusieurs fois – que «sa propre histoire a été oubliée» et «que le bâtiment a été reconstitué dans un état qui correspond à l'image idéale de la maison paysanne du Haut-Jura». Dans la maison de Lancy (GE), ouverte en 1985, on a rendu visibles les transformations effectuées au cours des siècles. Ce bâtiment construit comme pressoir de vigneron au milieu du 18ème siècle, fut ensuite agrandi pour devenir maison paysanne et devint finalement, vers 1820, le vaste rural d'un domaine. La visite de la maison est guidée par des explications sur les divers matériaux employés et les techniques de construction.

Le guide contient des indications utiles sur les activités exercées dans les divers bâtiments (la forge, le moulin, la poterie, la buanderie, etc.). Ces activités sont également démontrées au public, la fonction, l'utilisation des outils et les tours de main étant visualisés.

Les responsables du musée s'efforcent à une présentation aussi intégrale que possible et ont planté les potagers accompagnant certaines fermes dans le style des 18ème et 19ème siècles, avec les fleurs, les légumes et les herbes typiques de l'époque.

La direction scientifique du musée cherche, sans entreprendre des tentatives de revitalisation artificielle, à rendre aussi vivante que possible la présentation de l'ancienne culture rurale de la Suisse dans sa diversité. Le nouveau guide permet de comprendre, grâce à une présentation claire et bien organisée, des rapports importants qui pourraient ne pas être évidents. Il est d'autant plus indispensable au visiteur intéressé que l'information fournie sur les bâtiments eux-mêmes est plutôt parcimonieuse.

Arnold Niederer

Oskar Moser: Handbuch der Sach- und Fachbegriffe. Zur Erläuterung von Hausanlagen, Bautechnik, Einrichtung und Gerät im Kärntner Freilichtmuseum Maria Saal. Klagenfurt/Maria Saal: Kärntner Freilichtmuseums 1985. 248 S., 215 Skizzen und Zeichnungen.

Das handliche Bändchen erschien im selben Jahr, in welchem das Kärntner Freilichtmuseum sein 25jähriges Bestehen feiern konnte. Es schliesst sich direkt an die früher erschienenen Museumsführer an, in denen die Höfe und Einzelbauten dargestellt wurden und die bereits ein kurzgefasstes Kapitel über «Einrichtung und Gerät» enthielten. Moser wollte mit seinem «Handbuch» klärend und informativ den Museumsbesuchern wesentliche zusätzliche Informationen geben, wobei er aber mit dem «Handbuch» weit über das in den «Führern» Gebotene hinausgeht; einige der hier genannten Begriffe sind aber dort nicht vorhanden.

Moser versucht auf verständliche Art, teilweise sehr komplizierte Tatbestände zu erklären. Dies geht aber nicht ohne die Verwendung technischer Begriffe. Hier helfen die zahlreichen, sauberen und klaren Zeichnungen von *P. Jöbstl* und dem Verfasser. Ein zweites Mittel, die Hauselemente und Gegenstände verständlich zu machen, ist

die Verwendung der in Kärnten üblichen Mundartausdrücke. Das Freilichtmuseum Maria Saal ist in erster Linie ein Museum, das die Kärntner Bevölkerung anspricht, das in der jüngeren Generation wieder jenes selbstverständliche Wissen um althergebrachte Dinge, Techniken und Arbeiten wachrufen will, in welchem Eltern und Grosseltern aufwuchsen. Daher sind auch die vielen Dialektausdrücke, die ohne phonetische Schreibweise wiedergegeben werden, selbst für einen Ausländer nicht störend.

Das «Handbuch» erläutert, wie der Untertitel aussagt, möglichst alle Begriffe, welche dem Besucher des Museums irgendwie begegnen. Um diese leichter zu finden, sind die einzelnen Abschnitte, in denen sich Text und Abbildungen ergänzen, alphabetisch geordnet. Für alle jene, welche noch mehr wissen möchten, sind jeweils Hinweise auf weitere Literatur in Kleindruck angefügt. Diese ist zum Teil am Ende des Buches nochmals in einem gesonderten Verzeichnis vorhanden. Die alphabetische Aufzählung macht selbstverständlich zahlreiche Verweise nötig, doch führt das Vor -und Zurückblättern den interessierten Leser immer wieder zu zusätzlichen überraschenden Entdeckungen.

Während die üblichen Handbücher sich fast durchwegs nur auf die bautechnischen Begriffe beschränken, greift Mosers Buch weit darüber hinaus; er versucht als echter Volkskundler möglichst alles, was an und in Haus und Hof anzutreffen ist, zu erklären. Absolute Vollständigkeit ist aber auch hier nicht zu erreichen. Es wird sich kaum vermeiden lassen, dass manche Fachwissenschafter mit einzelnen Auslegungen oder Erklärungen nicht einig gehen werden. Doch scheint mir viel wichtiger als zerzausende Diskussionen die Tatsache zu sein, dass hier ein hervorragender Kenner des ländlichen Hausbaus, der Geräte und Einrichtungen sowie der volkskundlichen Belange aus seiner Region – und oftmals darüber hinausgreifend – die vorhandenen Begriffe klärt und definiert. Es lässt sich nicht verhindern, dass bei der schriftlichen Formulierung nicht alles und jedes bis ins letzte eindeutig gesagt werden kann. Dennoch sind solche Handbücher ausserordentlich wichtig; es sollten noch mehr von ihnen geschaffen und zusammengestellt werden, denn nur in der Zusammenarbeit von Forschern aus verschiedenen Gegenden werden sich allgemein gültige Definitionen herauskristallisieren, eine Arbeit und ein Ergebnis übrigens, die für die internationale Hausforschung dringend notwendig wären.

Ohne Zweifel wird das «Handbuch für das Kärntner Freilichtmuseum» – wie der Titel etwas abweichend auf der Aussenseite heisst – jedem, der es in die Hand nimmt, viel Wissenswertes bieten. Max Gschwend

MAX WAIBEL: Die volkstümliche Überlieferung in der Walserkolonie Macugnaga (Provinz Novara). Basel: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde 1985. XIV, 264 S., 10 Abb. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 70).

Um es vorwegzunehmen: Max Waibels Studie über Macugnaga ist ein fesselndes Buch, das man nicht zuletzt wegen des darin publizierten Materials und der Dichte seiner Schilderung gerne zweimal liest, wie es der Rezensent getan hat. Es erinnerte ihn spontan etwa an die Werke des Südtirolers Hans Fink, an jene Beschwörungen einer mythischen, beinahe vorzeitlichen Welt, einer Kultur, die längst der Vergangenheit angehören müsste und die der moderne Mensch eher mit dem Gefühl als mit der Vernunft sucht.

Nun, diese altertümliche Welt war in Macugnaga in der italienischen Provinz Novara, am Fuss des Monte-Rosa-Massivs gelegen, längst nicht mehr in Ordnung, als Waibel erstmals dorthin aufbrach, um dann zehn Jahre lang immer wieder zurückzukehren, sich einen kleinen Makanaatitsch sprechenden Informantenkreis aufzubauen und die letzten Reste der trotz der Italianisierung bewahrten, nun aber endgültig dem Untergang geweihten alemannischen Sprachkultur aufzuzeichnen, symptomatisch für die Siedlung wie die im Zuge der Fremdenverkehrsentwicklung errichteten Neubauten, hinter denen sich noch die alten Häuser verbergen.

Die Untersuchung ist von historischen, philologischen und – mit deutlichem Schwerpunkt – folkloristischen Interessen geprägt. Es fällt allerdings schwer, sie

schlagwortartig den Rubriken «Ortsmonographie», «Mundartaufzeichnung» mit kurzer Grammtik und Glossar oder «Brauch- und Erzählforschung» zuzuordnen. Denn Waibel legt mit diesem Buch, das aus seiner 1982 abgeschlossenen Dissertation entstanden ist, die Analyse einer alpenländischen Siedlungskultur auf der Grundlage von Wörtern und Sachen und zugleich ein Lexikon der seit dem 19. Jahrhundert vom Italienischen überlagerten Walsersprache vor. Er behandelt die Entwicklung des Tales von der ersten Besiedlung über die durch Überlebensnot bedingte Abwanderung der Männer, die Einwanderung italienischer und österreichischer, vorwiegend im Bergbau tätiger Arbeiter, die Wirtschaftsformen, die alte materielle Kultur, religiöses und profanes Brauchtum, den Sprachwechsel von der deutschen Mundart zum Italienischen, der u.a. von der Kirche und der Schule gefördert wurde, bis hin zur Entwicklung Macugnagas zum vielbesuchten Fremdenverkehrsort, der nun endlich den Einheimischen eine gesicherte Existenzgrundlage bot, aber auch das Ende des alten kulturellen und sozialen Netzes bedeutete.

Der zweite philologische Teil ist dem untergehenden Walserdeutsch gewidmet, während das Hauptaugenmerk der Studie auf der sich in dieser Sprache verbalisierenden «mythischen» Überlieferung, auf Erzählungen über Todesvorzeichen und Tote, Hexen und Teufel, Zwerge, Kobolde und sagenhafte Tiere ruht. Einbezogen sind ferner Schwänke, Märchen, Witze, Rätsel, Spottsprüche, Sprichwörter, Redensarten, Gebete, Lieder, auch Erotisches und Skatologisches. Die Texte sind erzählgetreu im Dialekt von Macugnaga sowie in deutscher Übersetzung wiedergegeben. Waibel bemüht sich dabei nicht nur um die traditionellen Erzählklassifizierungen und -typisierungen, sondern zudem um sehr genaue Angaben über die Erzähler und die Erzählsituationen. Dass die allgemeinen Kommentare zu den narrativen Inhalten und Materien bisweilen recht kurz, manchmal sogar zu knapp gerieten, sei hier nur nebenbei angemerkt.

Unzweifelhaft stellt diese Sammlung, die dämonologische Sagen ebenso enthält wie Kinderreime, eine wesentliche Bereicherung für die Erzähl- und Volksglaubensforschung dar. Denn der Verfasser begnügt sich nicht mit einem Katalog von Typen und Motiven, sondern er versucht auch, die Einstellungen seiner Informanten zu den speziellen Überlieferungen zu erarbeiten und der Frage nachzugehen, ob sich darin Überzeugungen, spannende Berichte oder inzwischen nurmehr die Fiktion einer mythischen Welt widerspiegeln.

Hier jedoch wird deutlich, dass Waibel die Gegenwart mit Fremdenverkehr, 5000 zur Verfügung gestellten Betten, Hotels und Pensionen als das Ende einer alten und nicht als den Beginn einer neuen Tradition begreift. Der Tourismus erscheint dadurch als Tod der herkömmlichen Volkskultur, nicht jedoch als die letztlich folgerichtige Veränderung von Verhaltens- und Kommunikationsformen. Welchen Sinn – es sei denn für den ausschliesslich nach ihnen suchenden Folkloristen – die sprachlichen Überlieferungen in der Gegenwart besitzen, nachdem sie ihre ursprüngliche Funktion und auch ihre Inhalte verloren haben, beantwortet Waibel ebensowenig wie das Problem von Vermittlungsprozessen, die etwa über die Kirche, die Schulerziehung oder die Fremden im Ort erfolgten. Parallelen zur populären Überlieferung Macugnagas nämlich, wie die in der Untersuchung angeführten Beispiele von Hexenglauben zeigen, finden sich auch andernorts.

Die Faszination wie das Dilemma dieses Buches beruhen auf dem Umstand, dass die Gegenwart letztlich auf wenige Seiten reduziert ist. Man weiss nicht, ob die Vergangenheit, wie sie sich in der sprachlichen Überlieferung einiger weniger Personen äussert, der Gegenwart, in die sie hineinzureichen scheint, tatsächlich gerecht wird, ob man nicht eher aus dem Blickwinkel des modernen Macugnaga heraus die alte Volkskulktur hätte interpretieren müssen. Doch diesem Einwand mag man entgegenhalten, dass hierfür wohl zwei Studien erforderlich gewesen wären, eine über den heutigen Fremdenverkehrsort, sein kulturelles Leben, die vier Diskotheken und die «völlige Unvertrautheit der jüngeren Generation mit der Landwirtschaft» (S. 35), die andere über das Bild von der Vergangenheit, wie man es sich in der Gegenwart macht und vielleicht auch wünschend herbeischreibt.

Waibel ist den traditionellen Weg gegangen. Er konserviert die Reste alter Volks-

kultur ähnlich wie das verfallene Backhaus, das auf seine Initiative hin gerettet wurde und mit dem auch sein Interesse an Macugnaga begann. Manche mögen die Vorliebe der Volkskundler für Überlebtes kritisieren. Doch dabei ist auch zu berücksichtigen, dass es die geistige Kultur, die der Verfasser beschrieben hat, in wenigen Jahren nicht mehr geben und nur noch bei ihm nachzulesen sein wird.

Christoph Daxelmüller

KINDER- UND HAUSMÄRCHEN, GESAMMELT DURCH DIE BRÜDER GRIMM. Vergrösserter Nachdruck der zweibändigen Erstausgabe von 1812 und 1815 nach dem Handexemplar des Brüder-Grimm-Museums Kassel mit sämtlichen handschriftlichen Korrekturen und Nachträgen der Brüder Grimm sowie einem Ergänzungsheft: Transkriptionen und Kommentare in Verbindung mit Ulrike Marquardt von Heinz Rölleke. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1986. Band 1: XXVIII, 388, LX S.; Band 2: XVI, 298, LXX S.; Band 3: 99 S.

Nach einer Periode der Stagnation ist seit gut einem Jahrzehnt wieder eine besonders intensive Beschäftigung mit den «Kinder- und Hausmärchen», dem am weitesten bekannten deutschsprachigen Buch, festzustellen. Die Diskussion über das Werk der Brüder Grimm wird in der Öffentlichkeit zumeist von Anthroposophen (R. Meyer, F. Lenz), Anhängern der Jung-Schule (M.-L. von Franz, H. von Beit, V. Kast), von Historikern (A. Nitschke), Anhängerinnen der Frauenbewegung (S. Göttner-Abendroth) u.a. geführt: Sie überschütten vor allem das deutschsprachige Publikum mit gewagten Hypothesen, die oft genug mangels historischer und quellenkritischer Betrachtung dem Bereich der Spekulation zuzuweisen sind, eben deshalb aber auch von den Printmedien (eine vermeintliche Sensation hilft immer) begierig aufgegriffen und popularisiert werden.

Auf ganz anderen Bahnen bewegt sich der Wuppertaler Germanist Heinz Rölleke, dessen überaus solide und vorbildliche Editionen der verschiedenen KHM-Ausgaben einen neuen Zugang zu dem Märchenschatz der Brüder Grimm eröffnen, und dies wird jeder Märchenfreund dankbar begrüssen. Frühere wissenschaftlich angelegte Ausgaben, z.B. von Friedrich Panzer, Johannes Bolte, Joseph Lefftz, nehmen sich daneben recht bescheiden aus; die Fehlerquote bei der Wiedergabe der Texte war erstaunlich hoch. Ausgehend von Röllekes leider bis heute viel zu wenig bekannten Synopse der handschriftlichen Urfassung von 1810 und der Erstdrucke von 1812 («Die älteste Märchensammlung der Brüder Grimm», Cologny-Genève 1975), den «Märchen aus dem Nachlass der Brüder Grimm» (zuerst Bonn 1977), der Ausgabe letzter Hand mit Kommentar und den Originalanmerkungen der Brüder (Reclam-Bibliothek 3191–3193, Stuttgart 1980), der zweiten und verbesserten Ausgabe von 1819 («Märchen der Weltliteratur», Köln 1982) bis zum jetzt vorliegenden vergrösserten Nachdruck der zweibändigen Erstausgabe von 1812/15 nach dem Handexemplar der Brüder steht einem grossen Interessentenkreis nunmehr ein Textkorpus zur Verfügung, das für das Gebiet der «Volkserzählung» einmalig ist: Die verschiedenen Neu- und Nachdrucke sind allein schon deshalb von Bedeutung, weil die Originalausgaben äusserst selten und kaum erschwinglich sind – die Erstauflage war auf einer Versteigerung vor kurzem zu einem Schätzpreis von 24 000 DM angesetzt. Hinzu kommt, dass die – von Ausgabe zu Ausgabe veränderten – KHM einen ungeheuren Einfluss auf das «Sammeln» mündlicher und schriftlicher Provenienz hatten und den Prozess der Literarisierung wesentlich mitbestimmten. Daher erscheint die Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte der KHM für Literaturwissenschaft und Erzählforschung gleichermassen wichtig (für die «Deutschen Sagen» der Brüder Grimm einschliesslich der zahlreichen unpublizierten Stücke ist eine solche Beschäftigung erst in den Anfängen erkennbar), da die allgemein zugängliche Fassung letzter Hand (^{7}1857), die überwiegend zur Dokumentation und Interpretation herangezogen wird, doch nur den Schlusspunkt einer jahrzehntelangen und nicht abreissenden Beschäftigung mit den Märchen bietet. Die handschriftlichen Textveränderungen, Korrekturen, Ergänzungen und Streichungen durch Jacob und Wilhelm (einige von fremder Hand) lasssen sich dank des vergrösserten Nachdrucks recht gut lesen und geben ein eindrucksvolles Zeugnis ab für die «Werkstatt» der Brüder. Die von Rölleke

unter Mitarbeit von Ulrike Marquardt beigegebenen Transkriptionen und Kommentare sind ein äusserst nützliches Hilfsmittel, zumal die – wie jeder weiss – z.T. recht mühselige Entzifferung von Handschriften in den meisten Fällen gelang, in Kürzeln zitierte Literatur aufgelöst wurde und ausserdem Zusätze der Brüder usw. jeweils mit Initial vermerkt sind. Auch Hinweise auf in der 2. Auflage fehlende Textübernahmen fehlen nicht. Erkennbar wird das bibliographische, etymologische und mythologische Interesse Jacobs und die eher sprachlich-stilistisch bestimmte Vorliebe Wilhelms für die Durcharbeitung der Texte und die hier schon einsetzende und auch später von ihm vermehrt vorgenommene allmähliche «Verchristlichung in Motivik und Ausdruck» (S. 93).

Neben den bisher 18 verschiedenen Ausgaben (Urhandschrift von 1810, 7 grosse und 10 kleine Ausgaben) lässt die mit der Veröffentlichung des Handexemplars zu erwartende verstärkt einsetzende Auswertung neue Erkenntnisse zur Textherkunft, der Zuweisung an einzelne Erzähler und zur Mündlichkeit der Texte erwarten, wie Rölleke mit Recht in seinem Nachwort betont. Mehr noch als der zweite Band weist der erste Band (86 Nummern) Änderungen und Zusätze auf, ganze 5 Stücke blieben ohne jeden Eintrag (KHM 12, 23, 78, 83, 86) – sieht man von einzelnen unter einer Nummer vereinigten Textvarianten ab. Besonders überarbeitet sind z.B. KHM 53: Schneewittchen, KHM 3: Marienkind und KHM 33: Der gestiefelte Kater (das letztere bekanntlich in der 2. Aufl. von 1819 eliminiert). Im zweiten Band dagegen blieben von 70 Märchen 38 frei von Zusätzen, Korrekturen usw., doch wäre es rein spekulativ, hier von einem nachlassenden Interesse zu sprechen oder davon, dass die geplante Ausgabe der «Deutschen Sagen» (1816/18) die Brüder zu sehr in Anspruch nahm: Gerade die im Anhang zu den Märchen notierten ausführlichen Kommentare wie auch weitere Änderungen in der Zweitauflage zeugen von der intensiven und anhaltenden Beschäftigung der Brüder (und nicht nur Wilhelms, wie gerne behauptet wird) mit der Materie.

Immer noch bleibt eine historisch-kritische Ausgabe der KHM mit der Textgenese aller zu Lebzeiten der Brüder erschienenen Ausgaben ein Desiderat, doch hat Rölleke mit dem Nachdruck des Handexemplars (übrigens in hübsch marmoriertem Einband) eine wichtige Vorarbeit geleistet. Hans-Jörg Uther

PAUL ZINSLI: Der Malerpoet Hans Ardüser. Eine volkstümliche Doppelbegabung um die Wende des 16. Jahrhunderts. Chur: Terra Grischuna 1986. 224 S.

Wem – wie mir – Hans Ardüser bis anhin nur im Zusammenhang mit seiner «Rätischen Chronik» begegnet ist, dem gräbt sich spätestens nach der Lektüre von Zinslis neuestem Werk der Name des Bündner Schulmeisters und fahrenden (Dekorations-) Malers unauslöschlich ins Gedächtnis ein. Zur Erinnerung: Hans Ardüser, 1557 geboren, entspringt einer Davoser Bergbauernfamilie. «ÿfer vnnd grosi begirdt zur gschrifft» treiben ihn, 13jährig, nach Chur, wo er während weniger Jahre die Lateinschule besucht. Anschliessend verdient er seinen Lebensunterhalt als Schulmeister. Da ihn jedoch dieser Beruf kaum ernähren kann, verdingt er sich in den schulfreien Sommerwochen als Gehilfe bei einem Wand- und Fassadenmaler, macht sich dann selbständig und zieht durch Bündens Täler, um das neuerlernte Handwerk an Häuserfassaden oder Innenräumen in klingende Münze umzusetzen. Er stirbt 1614 in Thusis.

Selbstverständlich geht Zinsli in seiner eindrücklichen Darstellung von Leben und Werk Ardüsers weit über solch nüchtern-biographische Fakten hinaus: Mit feinem artistischem Gespür und nicht weniger überzeugender wissenschaftlicher Sachkenntnis tastet sich der kompetente Autor kritisch-wertend an Ardüsers Wort- und Bildwelt heran und lässt uns so teilhaben am künstlerischen Entfaltungsprozess dieses schlichten, aber strebsamen, bergbäuerlich geprägten Talentes.

Anhand zahlreicher Bildanalysen zeigt Zinsli einleuchtend, dass Ardüsers *gemaltes Œuvre* kaum der etablierten Hochkunst zuzuweisen ist, sondern dass sich der Malerpoet mit seinem Schaffen innerhalb der Grenzen «volkstümlicher» Ausdrucks-

möglichkeiten bewegt. So richtet denn Ardüser die Proportionen seiner volkstümlichen Gestalten meist nach deren Wichtigkeit aus, er vermittelt seine Bildgehalte formelhaft-volksnah – häufig unter Missachtung der Gesetze der Perspektive –, er zeigt eine Vorliebe für das Ornamentale oder für sinnbildliche Abstraktionen usw. Nebst solchen *Stil*merkmalen, welche eine Zuweisung ins Gebiet der «volkstümlichen» Kunst sicher rechtfertigen, kann Zinsli zeigen, dass Ardüsers Bild*motive* stark mit der Welt der Renaissance verhaftet sind und sich auch an zeitgenössische Architektur- oder Dekorationsmotive anlehnen. Dennoch entpuppt sich Ardüser im Verlaufe unserer Betrachtung nicht einfach als sklavischer Kopist schon vorhandener Bildinhalte. Vielmehr modelliert unser Maler das übernommene Bildgut eigenwillig, seinen persönlichen, volkstümlich geprägten Vorstellungen gemäss. Veranschaulicht wird dieser Akt individueller Gestaltungskraft etwa an einem Fries-Bild in Andeer, wo Ardüser die einzelnen Gestalten oder Tiere zu einer aufregenden, eigenständigen Jagdszenerie «montiert» und uns mit seiner phantasievollen Darstellungsweise ins Reich des Wundersamen oder Traumhaft-Exotischen entführt.

Was nun Ardüsers *dichterische Versuche* betrifft, so legt Zinsli in seiner sorgfältig kommentierten Edition – nebst Ardüsers Selbstbiographie und Textproben aus seinem übrigen Schrifttum – zum erstenmal eine originalgetreue Wiedergabe der «Geistlichen Lieder» vor, deren Handschrift sich in Maienfeld befindet. Betrachten wir diese Versgebilde zunächst unter dem formalen Aspekt, so springen uns die ornamental-künstlichen Gedichtformen ins Auge, die zahlreichen dekorativen Initialen, die vielen barocken Aufzählungen, die stereotypen Wiederholungen und anderes mehr. Zinsli weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass sich Ardüser für die graphische Gestaltung seiner Verse unter anderem von gedruckten Schreibvorlagen und sogenannten Formularbüchern, die in den Kanzleien gebraucht wurden, habe anregen lassen. Als scharfen Kontrast zu Ardüsers spielerischem Umgang mit seiner Gedicht-Architektur empfinden wir deshalb den ernsten Gehalt der meisten im Maienfelder Manuskript enthaltenen Lieder und Sprüche. Zur Erhärtung dieser Feststellung seien ein paar Verse aus einem «liedli» (Nr. 21, S. 95) zitiert, in welchen Ardüser mit echter Ergriffenheit und packendem Schmerz den Tod seiner Frau beklagt: «Min truren vnnd iamer hebt iez an / dann es můs geschiden sin. / dann ich min husfrouw nit mer han / das ist minem herzen ein schwere pÿn». Und wenig später fleht er: «darum o lieber Her Got so fÿn / erbarm dich erbarm dich myn / durch die gros barmherzigkeit dÿn / erofne mir diner gnaden schÿn». Damit wird direkt erfahrbar, wie Ardüser versucht, sich aus seinem seelischen Tief herauszuschreiben, sein vom Leiden gezeichnetes Schicksal zu relativieren, indem er es hoffend der göttlichen Barmherzigkeit unterordnet.

Unter Zinslis anschaulich-sachlicher Aegide erleben wir so auf Schritt und Tritt, wie Ardüser stets bestrebt ist, die Spannung zwischen seiner diesseitsbezogenen Lebensfreude und seiner aufs Überweltliche gerichteten christlichen Kontemplation zeichnerisch wie poetisierend zu bewältigen oder zu harmonisieren. Unter solch einem Blickwinkel betrachtet, erreicht das Schaffen des doppelbegabten Ardüser plötzlich unverhoffte Grösse, und wir erfahren diese in ihrer Einmaligkeit als künstlerische Offenbarung.

Erich Blatter

JÜRGEN KÜSTER: Wörterbuch der Feste und Bräuche im Jahreslauf. Eine Einführung in den Festkalender. Freiburg im Breisgau: Herder 1985. 236 S., Abb.

Vorliegendes Taschenbuch reiht sich ein in die seit einigen Jahren publizierten Übersichten Weber-Kellermann (1981), Hörandner/Jary (1983), Petzoldt (1983).

Interessant und problematisch zugleich ist die Einführung, die der Autor dem in alphabetischer Reihenfolge der Feste/Bräuche angeordneten Buch gibt. Hilfreich und weiterführend ist ein ausführlicher, thematisch strukturierter Bibliographischer Anhang, dem ein «Kleiner Festkalender» sowie Sach-, Personen- und Ortsregister folgen. Hierdurch erhöht sich die Benutzbarkeit für den interessierten Laien, aber auch für den Brauchforscher erheblich. Einschliesslich der Verweise werden nahezu 200 einzelne Feste/Bräuche erläutert, meist in kurzen historischen Herleitungen, Anga-

ben zu Anlässen und Wandlungen und häufig mit zusätzlichen speziellen Literaturangaben versehen. Zur schnellen Information erweist sich das Buch als recht brauchbar. Der weitaus überwiegende Teil der Feste entstammt dem süddeutschen Raum und darüber hinaus dem christlichen Jahreslauf, der wesentlich kleinere enthält eher zufällig verzeichnete Belege aus Norddeutschland und den «Bürgerlichen Jahreslauffesten», wie Silvester/Neujahr, Maitag und Muttertag. Diese Schwerpunktsetzung kommt nicht von ungefähr, liest man Vorwort und Einleitung sowie die folgenden knappen Ausführungen «Zum Kalender» und «Zu den Festkreisen», so erkennt man unschwer Küsters wissenschafts-theoretische Provenienz in der Schule Dietz-Rüdiger Mosers. Dessen Postulat der allein christlichen Herkunft der Fastnacht findet sich in Küsters Vorwort auf den grösseren Teil des Brauchlebens angewendet. Kritisierte Gegenpositionen sind die immer noch anzutreffenden «Einsichten der Mythologen im 19. Jahrhundert» und ihrer Nachfolger, die im Germanisch-Mythischen Sinn und Ursprung der Bräuche sahen.

Abgesehen davon, dass weder eine bewiesene germanische oder/und christliche Herleitung eine sinnvolle Brauchanalyse versprechen, ist Küsters Hinweis auf die Rolle von Volkskunde und Wissenschaft erstaunlich: «Während die Ausübung (der) Bräuche früher noch eher selbstverständlich war und einem natürlichen Wandel unterlag, hat sich das Bewusstsein diesen Überlieferungen gegenüber in den letzten 150 Jahren grundlegend gewandelt.

Seit die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem «Volksleben» aufgekommen ist und Rückwirkungen auf ihre Untersuchungsfelder genommen hat, gibt es ein Bewusstsein, das die Pflege «...von Bräuchen sinnvoll und wünschenswert erscheinen lässt» (S. 5). Also Folklorismus, Brauchkontinuität, Mythologisierung, Traditionsbewusstsein erst ein Produkt von Wissenschaft? Andreas C. Bimmer

HELMUT OTTENJANN: Lebensbilder aus dem ländlichen Biedermeier. Sonntagskleidung auf dem Lande. Die Scherenschnitte des Silhouetteurs Dilly aus dem nordwestlichen Niedersachsen. Cloppenburg 1984. 111 S., Abb., Farbtafeln (Historische Alltagskultur in Niedersachsen).

Das vorgestellte Buch von Helmut Ottenjann erschien als Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg. Er hat damit eine weitere Quellengattung der historischen Kleiderforschung zugänglich gemacht, nämlich Scherenschnitte des Silhouetteurs Caspar Dilly, die aus der Zeit von 1815 bis 1839 stammen. Nun beschränken sich die Schattenbilder nicht auf die im Schwarzweisskontrast dargestellten Personen, sondern sind zum überwiegenden Teil farbig gefasst und binden die Menschen in ein Umfeld (Landschaft, Wohnraum) ein, so dass sie als Quelle auch für andere Fragen nach der Alltagskultur nutzbar gemacht werden können. Diesen vielfältigen Bezügen entsprechend, begnügt sich Ottenjann auch nicht mit einer rein auf das Objekt bezogenen Einführung, sondern ordnet seinen Gegenstand einem grösseren kulturhistorischen Kontext zu.

Das erste Kapitel informiert über die Herkunft des Caspar Dilly und seinen Wirkungskreis, der nachweislich drei Gebiete umfasste: das Osnabrücker Artland, das Ammerland und die Region zwischen Weser und Ems. Weitere Gebiete sind wahrscheinlich, wenn auch (noch?) nicht nachgewiesen, denn Silhouetteur zu sein bedeutete, einem Wandergewerbe nachzugehen. Daran schliesst sich eine knappe Übersicht über die Geschichte der Silhouette an. Weitere Quellen – sowohl bildlicher, gegenständlicher als auch literarischer Art – werden unter dem Titel «Sonntagskleidung auf dem Lande» herangezogen, um die herkömmliche Vorstellung von Tracht als der «typischen» ländlichen Kleidung jener Zeit zu revidieren, wobei nicht ausser acht gelassen wird, dass die auf den Schattenbildern dargestellten Familien ausschliesslich der Mittel- und Oberschicht angehörten. In diesem Zusammenhang werden auch theoretische Überlegungen zur Funktion von Kleidung, speziell der repräsentativen Sonntagskleidung, angestellt.

Im Katalogteil sind 21 Farbtafeln abgedruckt, die ausführlich interpretiert und erläutert und mit der jeweiligen Familien- und Hofgeschichte konfrontiert werden.

Ein abschliessendes Kapitel nimmt eine quellenkritische Einordnung dieser Bilder vor, die ja Momentaufnahmen sind und so nur unvollständige Antworten auf Fragen nach der ländlichen Sonntagskleidung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geben können.

Ein umfangreiches Literaturverzeichnis rundet dieses informative und ansprechend gemachte Buch ab. Silke Göttsch

RUDOLF BRAUN: Das ausgehende Ancien Régime in der Schweiz. Aufriss einer Sozial-und Wirtschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1984. 328 S., Abb., Tab., Karten.

Es gibt Bücher, die schon beim Erscheinen dazu disponiert sind, zum Standardwerk und damit auch zur Pflichtlektüre eines jeden historisch Interessierten und Forschenden zu werden. «Das ausgehende Ancien Régime in der Schweiz» von Rudolf Braun ist so ein Buch. Im Unterschied allerdings zu manch trockener Pflichtlektüre ist dem Autor ein instruktiver, gut lesbarer und spannender Problemaufriss einer widerspruchsreichen Phase der Schweizer Geschichte gelungen, die durch eine «doppelte Zäsur von epochaler Bedeutung» gekennzeichnet ist: durch eine an ihrem Ende stehende «politisch-verfassungsrechtliche Neuordnung» (1797/98) und einen «wirtschaftlich- technischen Umbruch», die das Gesicht der Gesellschaft wesentlich verändert haben.

Intendiert ist mit diesem Buch einerseits, neuere Ergebnisse der Schweizer Geschichtsforschung vorzustellen, andererseits will der Autor in die zentralen Fragestellungen der modernen Sozialgeschichte einführen und eine «Lehrhilfe» für den Geschichtsunterricht geben. Dass Rudolf Braun diesen Anspruch einlösen kann, zeigt bereits das erste Kapitel über «Bevölkerungsweise und Familienverfassung». Es gelingt ihm hier wie im ganzen Buch, Entwicklungsstrukturen sichtbar zu machen und Spezialistenwissen mit Allgemeinverständlichkeit zu verbinden. Indem Braun die Bevölkerungsstagnation in den Agrargebieten der Schweiz dem explosionsartigen Bevölkerungswachstum in den Städten und den protoindustrialisierten ländlichen Regionen gegenüberstellt, demonstriert er, wie eine «unausbalancierte Bevölkerungsentwicklung» in den protoindustrialisierten Regionen zu einer «drastischen Kompositionsveränderung der Gesellschaft führt, die einer Umstrukturierung der sozioökonomischen und soziopolitischen Machtverteilung gleichkommt». Schulbuchmässig die Analyse der Strukturveränderungen in den protoindustriellen Familien, die Beschreibung der Ambivalenz von Wohlstand, Luxus und Not, die die Doppelexistenz als Bauer und Heimarbeiter mit sich bringt – ein Thema, das er im Kapitel über «gewerblich-industrielle Verhältnisse auf der Landschaft» noch einmal von der ökonomischen Seite her aufrollt, wenn er die Verlagsindustrie im Bereich der Textilproduktion beschreibt.

Konsequent bemüht sich Braun, bei seiner Darstellung immer auch die mit dem sozioökonomischen Wandel einhergehenden Veränderungen der Denk- und Verhaltensmuster zu beschreiben, wobei mir manchmal allerdings der Rückschluss von der sozioökonomischen Struktur auf die Mentalität etwas rasch und simplifizierend erfolgt, z. B. bei der müssigen und vom historischen Material her keineswegs schlüssigen Spekulation, ob nun mit der neuen ökonomischen Rolle der Frau in der Heimarbeit deren «Orgasmusfähigkeit» gewachsen ist (S. 48).

Dennoch: die Anschaulichkeit und die analytische Klarheit der Darstellung ist immer wieder beeindruckend. Für Nichtschweizer geradezu ein Erlebnis, wie Braun den Mythos des Hirtenvolks und die Alpenromantik des 18. Jahrhunderts ad absurdum führt, indem er zeigt, wie sich gerade in dieser Zeit in der Käseproduktion ein exportorientierter Agrarkapitalismus etabliert. Eine Figur wie der Küher, der Vieh für die Alpbewirtschaftung mietet und haarscharf Gewinn und Profit kalkulieren muss, die Spannungen zwischen der Alp- und Talwirtschaft, Konkurrenzen und Auflösungsprozesse vermitteln ein Bild von der Dynamik wirtschaftlicher Kräfte im Agrarbereich. Die Alpwirtschaft wird zum Anlagebereich für städtisches Kapital, Bauernalpen werden von den «Alpgenossen» eifersüchtig gehütet. Nicht weniger

spannungsgeladen die Entwicklung im ackerbauenden Flachland: das beharrende Moment der Dreifelderwirtschaft und Agrarreformen, die versuchen, wirtschaftliche Produktion zu steigern, ohne den politischen status quo zu ändern, Entkollektivierungen und Allmendauflösungen, die wesentlich mit zu den Spannungen am Ende des Ancien Régime beitrugen.

In den weiteren Kapiteln skizziert Braun schliesslich die Konfliktlinien, die mit der wachsenden Industrialisierung des städtischen und ländlichen Raums entstanden. Besonders anschaulich seine Analyse der Stadtgesellschaften, sein Vergleich zwischen dem traditionalen Berner Patriziat und den flexiblen Bürger-Marchands der frühindustriellen Metropole Genf. Beide Gruppen verfolgen zwar unterschiedliche, in ihrem politischen Effekt allerdings verwandte Strategien der Herrschaftssicherung, sei es durch kluge Ausnutzung des Bürgerrechts oder ständische Ausgrenzung bestimmter sozialer Gruppen. Eindrucksvoll verbindet Braun Ebenen der sozioökonomischen Analyse mit einer Reflektion der Herrschaftsformen und -techniken, denen er ein ganzes Kapitel widmet. Gerade weil die Eidgenossenschaft auf den ersten Blick so gar nicht als Prototyp eines ja meist monarchisch-absolutistisch gedachten Ancien Régime erscheint, treten hier die Strukturen ständischer Macht und Bürokratie, aber auch die dynamischen Faktoren des wirtschaftlichen Wandels und die politische Flexibilität der neuen bürgerlichen Klasse um so plastischer zutage. Erhellend das Verhältnis Stadt und Land oder die verschiedenen Typen der Elitenrekrutierung, die Braun am Beispiel der Zünfte und ihrer Stellung in den Ratsverfassungen von Bern und Zürich zeigt. Deutlich wird dabei jene Paradoxie absolutistischer Herrschaft, in der die Bestrebungen zur Sicherung und Zentralisierung der Macht, die zunehmende Verrechtlichung und Institutionalisierung von Herrschaft und absolutistischer Staatsräson zugleich Kräfte und Ideen freisetzten, die eben diesen Staat in Frage stellten: Die Vorstellung der Gleichheit der Bürger vor dem Staat und der Anspruch nach der Rationalität staatlichen Handelns.

Nach der Darstellung der herrschenden politischen Kultur mündet das Buch in eine Skizze der «Konfliktkultur», deren Ursachen Braun unter anderem im gruppenspezifischen und individuellen «Bewältigen blockierter Partizipations-, Aufstiegs- und Lebenschancen» sieht. Ein Beispiel dafür ist der «Stäfnerhandel», ein Aufstand der Landschaftsorte, in dem sowohl der Widerspruch zwischen Stadt und Land als auch die Verbreitung revolutionären Gedankenguts in den protoindustriellen Unterschichten und schliesslich auch die politische Intransigenz und das Taktieren der absolutistischen Kantonsverwaltungen sichtbar werden. Aufschlussreich schliesslich auch die Beschreibung der bürgerlichen Opposition, die politische radikale Subkultur im Umkreis von Bodmer und der aufklärerischen helvetisch-vaterländischen Gesellschaft, die Braun als linke Jugendkultur charakterisiert. Das Buch endet mit einem Ausblick auf die, so Braun, bisher nur ungenügend gewürdigte und erforschte Helvetische Republik 1798 und ihre Auflösung 1803, politische Vorgänge, die für die Vitalität der Kräfte des Wandels wie auch jener der Beharrung stehen. Es ist das offene Ende eines historischen Lehrstücks.

Carola Lipp

Eva Kimminich: Des Teufels Werber. Mittelalterliche Lasterdarstellung und Gestaltungsformen der Fastnacht. Frankfurt a.M./Bern/New York: Lang 1986 (Artes populares. Studia Ethnographica et Folkloristica, 11).

Dass die Kontroversen und Widersprüche, die die jüngere Fastnachtsforschung beherrschten, partiell doch zu neuen Erkenntnissen führen, zeigt die Freiburger Dissertation von Eva Kimminich. Zwar verleitet die Arbeit auf den ersten Blick zur Vermutung, dass es sich hier einmal mehr bloss um die Bekräftigung des Standpunkts von Dietz-Rüdiger Moser handeln könnte. Tatsächlich mag die Forschungsmotivation auf die bereits 1976 aufgestellte These D.-R. Mosers zurückgehen, wonach Fastnacht und Fastnachtspiele hauptsächlich den in monastischen Schriften und in der Kate-

chese festgelegten Lasterkanon thematisierten[1]. Das erklärte Ziel der Autorin besteht denn auch im «Nachweis, dass Lasterlehre und Allegorese des Mittelalters zur Gestaltung verschiedener Fastnachtsbräuche und ihrer Darstellungsmittel entscheidende Anregungen geliefert haben» (S. 1). In der Konzentration auf diesen Aspekt vermag nun aber E. Kimminich einige Ergebnisse vorzulegen, die man auch dann als wertvollen Beitrag zur historischen Fastnachtsforschung beurteilen kann, wenn man der Gesamtinterpretation der Fastnacht im Sinne D.-R. Mosers mit Skepsis begegnet.

Die Stärke der Arbeit liegt nicht unbedingt in den einleitenden Kapiteln; neben der problematischen Schembart/Scheinbote-Etymologie[2] stellt auch die Erläuterung eines «Systems Fastnacht» a priori Zusammenhänge her, die die Fastnacht monokausal von der kirchlichen Heilslehre abhängig machen und ihr klare theologische Intentionen unterstellen. Vielleicht führte aber gerade die Ausblendung anderer Aspekte im Hauptteil der Arbeit zu einer hartnäckigen und oft erfolgreichen Suche nach Übereinstimmungen zwischen Lasterlehre und Fastnachtsgestaltung.

Zahlreiche Belege von Lasterdarstellungen aus der Visionsliteratur, aus Dantes Jenseitsentwurf, aus frühen geistlichen Spielen, Moralitäten und Predigten, aus Streitgedicht und -spiel, aber auch aus der christlichen Ikonographie bezeugen nicht nur deren weite Verbreitung in der christlichen Welt; sie sprechen auch für die erstaunliche Konstanz, die dem mit der Lasterlehre entwickelten Zeichensystem innewohnte. Es gelingt E. Kimminich, einige dieser christlichen Motive und Topoi – von der Narrenfigur über Höllendarstellungen bis zu Tier- und anderen Kostümen – denjenigen aus der Karnevalskultur so gegenüberzustellen, dass an einem Zusammenhang kaum zu zweifeln ist. Da die Belege lobenswerterweise nicht nur aus dem deutschen, sondern auch aus dem italienischen, spanischen und englischen Sprachraum zusammengetragen wurden, scheint die Annahme eines zugrundeliegenden kirchlichen Programms eine gewisse Berechtigung zu haben. Aber die kritischen Einwände, welche gegen diese schon von D.-R. Moser formulierte Hypothese vorgebracht wurden, bleiben bestehen. Es fehlt nach wie vor an expliziten «Inszenierungsanweisungen» von seiten der Kirche, so dass die Art des Einflusses ebenso wie die Vermittlungswege zwischen Kirche und Brauchtum nicht geklärt sind. Die Gefahr der Überinterpretation der Fastnacht allein aus heilsgeschichtlichem Kontext heraus ergibt sich besonders dadurch, dass die von Hans Moser immer wieder aufgezeigten Zusammenhänge rechtlicher, gesellschaftlicher und politischer Natur vernachlässigt werden. Wenn sich E. Kimminich zur Untermauerung ihrer Thesen auf die relativ stereotypen (späten) Deutungsmodelle der offiziellen Kirche stützt, so stellt sich doch die Frage, ob dadurch nicht die Distanz zwischen Kirche und populärer Frömmigkeit wie auch die Originalität der Volkskultur unterschätzt werden. Gibt es nicht genug Belege für die Eigendynamik oder etwa das stark parodierende Moment der Fastnacht? Die vorliegende Dissertation lässt den Schluss zu, dass wesentliche Teile der fastnächtlichen Brauchgestaltung im klerikalen Milieu geprägt wurden und von der Lasterlehre entscheidende Impulse erhielten. Das ist an sich schon ein schönes Resultat; die Erklärungen dafür bleiben vorläufig spekulativ. Geht man davon aus, dass die Parodie ein konstitutives Merkmal der Fastnacht ist, so könnte darin ein bei E. Kimminich wie in der ganzen Forschung meist zuwenig beachteter Verständnis-Schlüssel liegen: Vielleicht ermöglicht gerade die Parodie jene lange Tradition von Motiven, die zwar immer wieder von kirchlichen und heilsgeschichtlichen Quellen gespeist werden, jedoch durch die fastnächtlich-parodistische Entfremdung vom ursprünglichen Kontext eine jeweils neue Bedeutung entwickeln. Diese wäre dann

[1] Dietz-Rüdiger Moser: Fastnacht und Fastnachtspiele. Zur Säkularisierung geistlicher Volksschauspiele bei Hans Sachs und ihrer Vorgeschichte. In: Brunner, Horst et al. (Hg.): Hans Sachs und Nürnberg. Nürnberg 1976, 182–218, bes. 210–11.

[2] Vgl. dazu die wohlbegründete Kritik von Hans Schuhladen in seiner Rezension zu Jürgen Küsters Schembartlauf-Untersuchung. In: Zeitschrift für Volkskunde 82 (1986), 109–113.

aber nicht theologisch, sondern den spezifischen historischen Umständen gemäss zu interpretieren. Ausserdem ist auch bei äusserlich konstant bleibenden Elementen mit einem Funktionswandel zu rechnen, weil das Phänomen Fastnacht als Ganzes schon vor der Reformation einer stetigen Veränderung unterlag, wie aus einem Überblick über die Gesamtheit der vorhandenen Quellengruppen hervorgeht. Es müssen also für jede historische Situation neue Erklärungen gesucht werden.

Bei allen Einwänden bleibt festzuhalten, dass die Autorin das Hauptziel ihrer Arbeit erreicht hat; sie liefert einen weiteren Baustein, der einen – wie auch immer gearteten – engen Zusammenhang zwischen Kirche und Fastnacht belegt. Es wäre zu wünschen, dass neben der kirchlichen auch andere Dimensionen der Fastnacht eine so intensive Behandlung erfahren. Peter Pfrunder

BAIRISCHE SAGEN: OBERBAYERN ZWISCHEN CHIEMSEE, INN UND ISAR. Aufgezeichnet und hg. v. Hans Baumgartner. Kassel: Röth 1983. 160 S. (Deutsche Sagen, 1).

Im Raum zwischen Chiemsee, Inn und Isar, dem sogenannten «Wasserburger Land», sammelte der Lehrer Hans Baumgartner in den letzten Jahren (Daten sind nicht angegeben) Volkserzählungstexte, von denen hier 165 abgedruckt wurden. Die aus der mündlichen Überlieferung aufgezeichneten Erzählungen werden durch rund 45 Texte aus der Literatur (Heimatblätter, Sagensammlungen) ergänzt. Dabei handelt es sich freilich zum Teil um Volksglaubensberichte und um romantische Beschreibungen (Nr. 19), die mit Sagen im engeren Sinne nichts gemein haben. In einer kurzen Einleitung beschreibt Baumgartner seine Sammelmethode, die sich als das erweist, was man heute «teilnehmende Beobachtung» nennen würde. Insgesamt 68 Gewährsleute haben zu dem vorliegenden Bändchen beigetragen, die meisten, wie nicht anders zu erwarten, mit drei oder vier Berichten, nur einer vermittelte über zwanzig Texte.

Bewundernswert ist das Vertrauen des Sammlers auf die orale Kontinuität seiner Gewährsleute und ihrer Texte. «Kaum einmal», schreibt Baumgartner, «habe ich Sagenwissen angetroffen, das aus Büchern oder Chroniken angelesen war.» Und ähnlich kühn behauptet *Joachim Schwebe* im Vorwort: «Es gilt für die Erzählforschung als erwiesen, dass von gedruckten Märchen- oder Sagensammlungen ein erstaunlich geringer Ein- und Rückfluss auf die lebende Erzähltradition auszugehen pflegte.» Abgesehen davon, dass es keine Untersuchungen über diesen Rückkopplungseffekt gibt, stimmt dies noch nicht einmal für analphabetische Erzähler aus Osteuropa, die nachgewiesenermassen Märchen und Erzählungen aus populären Drucken der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wiedergeben. In dieser pauschalen Weise lässt sich diese Behauptung jedenfalls nicht halten; sie setzt ausserdem eine profunde Kenntnis der Erzähltypen bzw. -motive voraus, die den regionalen Fundus weit übersteigt. Die noch am ehesten authentisch wirkenden Erzählungen dieser Sammlung sind Memorate und Erlebnissagen sowie oikotypische Versionen, die auf der Erinnerung oder persönlichen, meist numinosen Erlebnissen der Gewährspersonen beruhen und mit der heimatlichen Umgebung verknüpft sind. Hier bringt der Herausgeber einige reizvolle Motive, die sich z.B. um den Geisterpfarrhof zu Wang drehen. Neben einer grossen Anzahl «Historischer Sagen» werden im wesentlichen Sagen von Spukorten und Spukerscheinungen, Hexen- und Teufelssagen sowie regionale Dämonengestalten, wie der Bockreiter, eine Art Korndämon, und Frevelsagen (Wiedergänger) referiert. Daneben bringt Baumgartner eine Reihe von Berichten über Heiler und Heilanweisungen sowie Segenssprüche (Drei Jungfrauensegen), die die Aktualität des Besprechens in der Gegenwart belegen.

Vielen dieser hier versammelten Texte, deren Authentizität nicht angezweifelt werden soll, fehlt das, was eine Erzählung zur Sage macht, der epische Gehalt, was der Herausgeber selbst feststellen muss. Oft sind es nur Vorgangsbeschreibungen, Volksglaubensberichte und halbwissenschaftliche Darstellungen, eben das, was der Herausgeber anprangert, Texte, die «aus der Rolle des volkskundlich Belehrenden heraus geschrieben» sind.

In einem Anhang versucht er zu bestimmen, was eine Sage sei und wie Sagen erzählt werden. Hier spricht er das Problem des Aberglaubens und der Frage nach modernen Sagenbildungen an. Von Interesse ist eine morphologische Analyse des Sagenerzählers, Beobachtungen, wie die parataktische Aneinanderreihung und die einsträngige Form des Sagenaufbaus mit direkter Rede, Wiederholungen und Formelhaftigkeit, die Baumgartner an Textbeispielen exemplifiziert.

Ein eher dürftiges und zufälliges Literaturverzeichnis versucht, der Sammlung eine «wissenschaftliche» Abrundung zu geben; inzwischen dürfte der Herausgeber gemerkt haben, dass das «Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens» nicht von «K. Beth», wie bei ihm angeführt, herausgegeben wurde.

Weniger wäre mehr gewesen, könnte man über diese Sammlung schreiben, denn einige der hier versammelten Texte vermitteln durchaus ein wenn auch notwendigerweise lückenhaftes Bild der regionalen Glaubensvorstellungen und Sagenüberlieferung; ihre unveränderte Wiedergabe und Inbezugsetzung zur Person des Erzählers, biographische, lokalhistorische und motivvergleichende Anmerkungen hätten vielleicht einen Eindruck vom sozialen und psychologischen Stellenwert der Sagen wie auch vom volkskulturellen Wandel dieser Landschaft geben können. Ergänzungstexte aus anderen Sammlungen hätten sich erübrigt – aber dann hätte es kein «Sagenbuch» gegeben.

Leander Petzoldt

HARTMUT BRAUN: Einführung in die musikalische Volkskunde. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1985. 161 S.

Nachdem längst mehrere Einführungen in die Probleme und Sachgebiete der Volksliedforschung vorliegen, ist es überaus verdienstvoll, dass der Leiter der Musikabteilung im Deutschen Volksliedarchiv es gewagt hat, nun einmal den ganzen Bereich der «musikalischen Erscheinungen in den Grundschichten der Gesellschaftsstruktur» (Hoerburger, zit. bei Braun, S. 1) einzubeziehen. Der Titel ist dabei mit Bedacht gewählt worden, nicht nur um dem (jedenfalls in der Schweiz) stark kommerziell überformten Vorstellungsbereich «Volksmusik» zunächst zu entgehen, sondern auch, um, über Hoerburger und die ICTM-Definition von Volksmusik hinausreichend, auch der heutigen Populärmusik (Folk, Rock, Pop, Liedermacher) und ihren geschichtlichen Wurzeln wenigstens kurz nachspüren zu können. Der Verfasser besitzt dazu die nötige Weite des Blicks, die Breite der Kenntnisse und – darüber hinaus – die praktische musikalische Erfahrung in mehr als nur einer Sparte. Wenn vom Umfang her trotzdem das Volkslied den Schwerpunkt bildet, mag dies mit der Forschungslage zusammenhängen. Für einmal aber wird die z.B. bei Strobach und selbst bei Suppan in ihren Einführungen vernachlässigte musikalische Struktur der Lieder immer mitbedacht. Vom systematisch-analytischen Ansatz her gelungen scheint mir das Kapitel über die instrumentale Volksmusik und den (wissenschaftlich arg vernachlässigten) Volkstanz. Man hätte sich gerne das erstere, notfalls auf Kosten des Lieds, ausführlicher gewünscht. Ob da tatsächlich auch auf musikethnologischer Seite nicht mehr zu holen war? Dem Volkskundler und Nicht-Organologen willkommen ist auch der Abriss der Instrumentenkunde. Dabei wäre, gerade im Hinblick auf die verschiedenen Sektoren der Populärmusik, bei einer nächsten Auflage der Einbezug einiger ausländischer (Volksmusik-)Instrumente (vielleicht auch ein Blick auf die Elektronisierung) sinnvoll. Die starke Konzentration auf Deutschland fällt dem ausländischen Leser auch sonst auf. Volkskundlich fragwürdig, wenn auch zugegebenermassen in der Musikethnologie nach wie vor akzeptiert, ist die Unterscheidung in Primäres und Sekundäres. Ist das Primäre, eine unberührt-autochthone Volksmusik, tatsächlich Fund, nicht vielmehr Erfindung? Und: Realisiert sich Kultur nicht immer in der Auseinandersetzung, in Geschichte also, nicht in einem Zwei-Phasen- (oder Schichten-)Modell? Das sehr schöne Kapitel über die Unterhaltungsmusik des 19. Jahrhunderts liefert Beweise dafür! Begrüssenswert scheint mir die ausdrückliche Thematisierung von Volkslied- und Volksmusikpflege und von den verschiedenen Erneuerungsbewegungen, vom Chor- und Blasmusikwesen über die Schule und die Trachtenvereine bis zum Folk, wobei der Abschnitt über die Wandervogel- und Sing-

bewegung besonders besticht. (Ein Blick auf ähnliche Bewegungen im Ausland, z. B. auf die skandinavische Heimatbewegung mit ihren musikalischen Auswirkungen, ist wohl ein zu vermessener Wunsch für eine solche Einführung.) Allerdings klammert der Verfasser hier wie bei Folk und Liedermachern den doch offenkundigen (unterschiedlichen!) politischen Aspekt aus, was diese musikalischen Äusserungen zu sehr verharmlost. (Steinitz erscheint übrigens weder in den Anmerkungen noch in der Bibliographie.)

Dem Büchlein fehlt eine sorgfältige Redaktion, und ausserdem scheint sich die Fertigstellung lange hinausgezögert zu haben, was nicht den Autor treffen muss. So ist die Zitierweise ungewöhnlich und bemühend, die Bibliographie enthält nicht etwa, wie von einer Einführung zu erwarten, grundsätzliche und weiterführende Literatur, auch nicht die ganze Liste der benützten Werke, sondern eine offenbar willkürliche Auswahl. Zudem fehlen nach 1980 erschienene Titel fast völlig, obwohl das Buch erst 1985 auf den Markt kam.

Wenn einer den Mut zu einem neuen Weg aufbringt, ist es nachher leicht, den einen oder anderen Schritt und die, um im Thema zu bleiben, noch unreinen Töne zu kritisieren. Das schmälert das Verdienst nicht, und so möchte man wünschen, dass das Büchlein Lehrende wie Lernende dazu herausfordert, sich intensiver und in der vom Autor aufgezeigten Breite mit den Phänomenen und Strukturen der musikalischen Volkskultur zu beschäftigen. Christine Burckhardt-Seebass